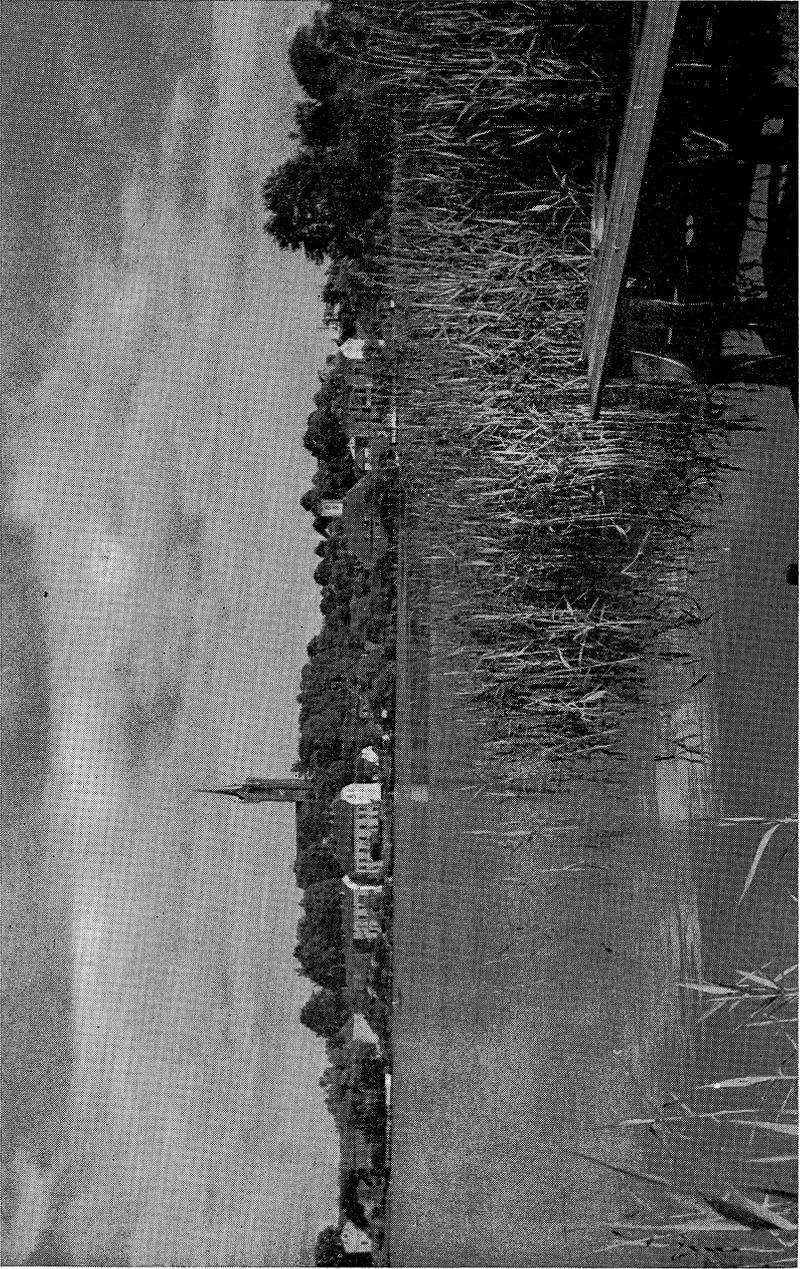


INHALT

In memoriam Gustav Heinrich Piehler / <i>Dr. Fritz Hagemann</i>	7
Gustav Piehler / <i>Oberschulrat Erhard Lungfield</i>	9
Zwei Gedichte / <i>Dr. Fritz Hagemann</i>	10/11
Der Mensch — das unbekannte Wesen / <i>Aspekte und Probleme der Anthropologie / Prof. Dr. Emil Schlee</i>	12
Jörn Jacobs Vater. Leben und Werk des mecklenburgischen Dichters Johannes Gillhoff (II) / <i>Gerd Lüpke</i>	16
Das Bauerndorf Broock in vorgeschichtlicher Zeit / <i>Realschullehrer Ulrich Abraham</i>	23
Eigene Wortspiele der deutschen Shakespeare-Übersetzer <i>Eine Stillbetrachtung von Dr. Hans Georg Heun</i>	27
Taschenbrecher (I) / <i>Oberkirchenrat Dr. Karl Friedr. Boll</i>	37
Philosoviechereien (II und Ende) / <i>Gerd Lüpke</i>	43
Vom Segen des Lächelns. Betrachtungen zu Johannes Gillhoffs Humor / <i>Walter Lehmbecker</i>	47
Großvaters Garten / <i>Babetta Gogl</i>	49
Das fiel mir ein . . . / <i>Irmgard v. Zerssen</i>	51
Leben und Wirken des mecklenburgischen Dorfschulmeisters Friedrich Rehm / <i>Dr. W. Rehm</i>	53
Archivrat Dr. Georg Tessin erhielt den Mecklenburger Kulturpreis 1973 / <i>Walter Lehmbecker</i>	55
Bericht über das 7. Caroliner-Treffen in Marburg / <i>Dipl.-Ing. Roderich Schröder</i>	58
Predigt in der Elisabeth-Kirche in Marburg / <i>Kirchenrat Dr. Christian Berg</i>	60
Bücher und Buchbesprechungen	64
Uns' plattdütsch Eck	68
Wat is up'n Döörp los? / <i>Friedrich Rehm</i>	68
He hett dat doch schafft / <i>Otthinrich Müller-Ramelsloh</i>	70
Dree Nümscher (Fortsetzung) / <i>Regierungsrat a. D. Carl Risch</i>	74
Carl v. Pentz übertrug polnische Literatur ins Plattdeutsche / <i>Dr. Gerhard Böhmer</i>	83
Gedicht von Friedrich Bauer	86
Bevensen-Tagung 1973 / <i>Dr. Wolfgang Lindow</i>	87



Friedland: Neubrandenburger Tor



Feldberg

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



40. Jg. - Nr. 67

Göttingen

Winter 1973/74

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 12,— DM

Im Auftrage der Carolinerschaf herausgegeben
von

Landessozialgerichtsrat P. Heitmann und Dr. Walter Lehmbecker

Schriftleitung:

für Personal-Nachrichten: Landessozialgerichtsrat P. Heitmann, 24 Lübeck, Lothringer Straße 34

für Manuskripte: Dr. Walter Lehmbecker, 23 Kiel-Hassee, Aubrook 4

Diesen beiden zur Seite stehen noch Dr. Carl Meltz und Dipl.-Ing. Roderich Schröder

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten
Gebr. Wurm KG, Göttingen

In memoriam Gustav Heinrich Piehler

Er war ein bedeutender Mann von großer Arbeitskraft in den späten Jahren seines Lebens, als er aus der Caroliner „Zeitung“ in noch nicht zwei Jahrzehnten die historisch-literarische Zeitschrift Carolinum schuf, die ihresgleichen sucht. Neben seinen Mitarbeitern schrieb er selbst Gedichte und Lieder, die er obendrein komponierte. Diese Zeitschrift hält die Caroliner mehrerer Generationen zusammen, auch das ist sein Verdienst. Sein Ruhm wird ihn überleben.

Seiner treuen Gattin sei gedankt, die tausende Stunden geopfert hat, um ihm in seinen Mühen zu helfen.

Auf dem Hofe des Carolinum in der Glambeckerstraße stand eines Morgens die Gruppe der Primaner beisammen und diskutierte. Ich war noch ein kleiner Schüler, aber unter ihnen fiel mir durch seine Leidenschaft und große Teilnahme einer auf: es war der Oberprimaner Piehler.

In den dreißiger Jahren bat mich meine Mutter, aus dem Hannoverschen an das Gymnasium Carolinum überzuwechseln; sie war Witwe. Ich sprach mit Oberstudienleiter Piehler. Er stimmte lebhaft zu; es fehle an Nachwuchs. Das Ministerium in Schwerin lehnte ab; die eigenen Assessoren müßten versorgt werden. Oberstudienleiter Piehler rief „Das ist eine Lüge! Wir brauchen junge Leute.“

Viel Zeit verging; der II. Weltkrieg kam. In den fünfziger Jahren erhielt ich eine Festschrift „Caroliner Zeitung“. Ich dachte: das ist eher eine Zeitschrift. Ich schrieb Herrn Piehler und schickte ihm zwei Gedichte, die er aufnahm; eines von ihnen war in den zwanziger Jahren in Westermanns Monatsheften erschienen. Von da ab habe ich stetig mitgearbeitet. Wir wohnten in Lüneburg. Bald besuchten wir Herrn und Frau Piehler und verbrachten schöne Stunden in ihrem gemütlichen Heim. Wir verstanden uns. Mehrmals sind wir nach Göttingen gefahren. Unvergesslich bleibt mir jener sonnige Tag vor Pfingsten, als wir zusammen nach Schloß Berlepsch fuhren und nach Witzenhausen an der Werra.

Seit wir in Erlangen wohnten, hörten diese Zusammenkünfte leider auf, denn der Weg war wesentlich weiter. Aber bis zuletzt habe ich mit Herrn Piehler einen regen Briefwechsel geführt, und immer waren wir in Marburg beisammen. Sehr erfreut hat es mich, als er mich einmal seinen Freund nannte.

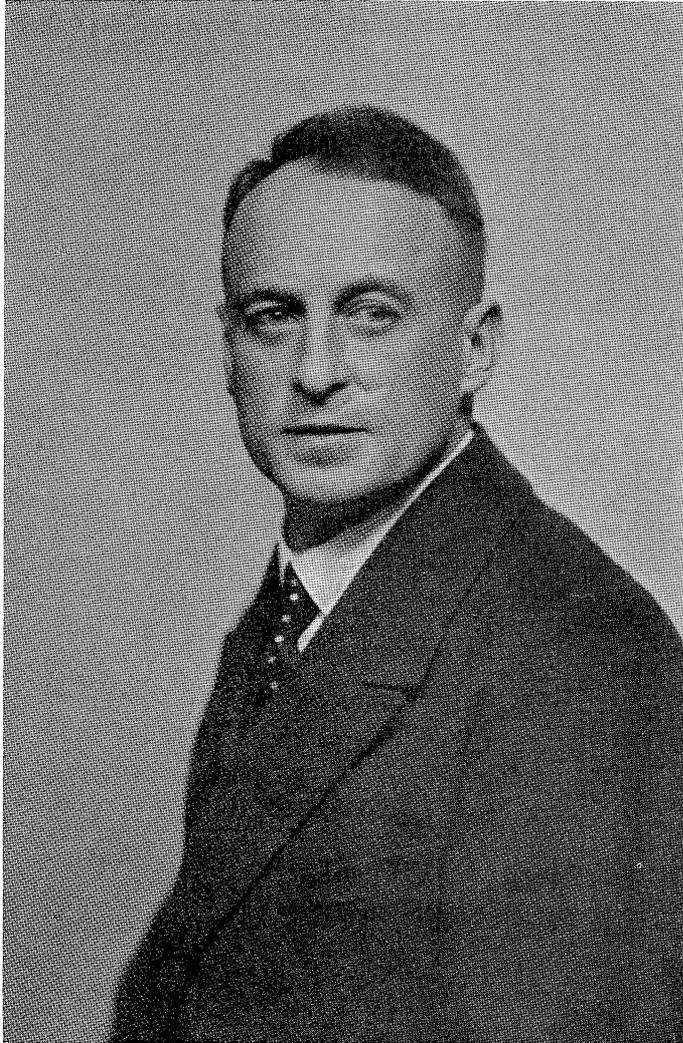
Ich erzählte ihm von der wunderbaren Fränkischen Schweiz. Und dann kam er mit seiner Gattin nach Erlangen; und wir fuhren bei Sonnenschein durch die romantischen Täler Frankens. In Doos nahmen beide Quartier und waren begeistert von der Schönheit der Landschaft.

Gustav Heinrich Piehler dachte an die Zukunft, und er fand einen ebenbürtigen Nachfolger in Dr. Walter Lehmbeker, der heute unsere Zeitschrift bei viel Arbeit redigiert und herausgibt.

Sehr schmerzlich war es für mich, daß ich Gustav H. Piehler nicht auf seinem letzten Wege begleiten konnte, denn ich war so krank, daß mein Arzt in Sorge war.

Requiescat in pace!

Fritz Hagemann



Gustav Piehler

Gustav Piehler ist nicht mehr unter uns. Wir haben ihn alle gekannt. Er war unser Lehrer.

Wie sehen wohl Schüler ihre Lehrer: kritisch — der Lehrer in einer negativ geprägten Haltung, oder positiv — ein Mensch, auf den man hört? Was war und bleibt für uns Gustav Piehler?

Hier kann nur eine persönliche Aussage gegeben werden: ich sah ihn zuletzt im Menschengewühl eines großen Bahnhofes: frisch, mit lebhaften Bewegungen, ja geradezu mit sportlicher Eleganz und Distanziertheit sich den Weg Bahnend. So kannten wir ihn schon in Neustrelitz.

Mancher mag seine Distanziertheit fehlgedeutet haben; sie bestand ohnehin nur prima vista. Wer mit ihm ins Gespräch kam, war überrascht über seine Aufgeschlossenheit und menschliche Anteilnahme, die niemals in leeren Worten bestand, sondern stets praktisch helfend wirksam wurde. Mit Klarheit erfaßte er das Wesentliche an seinem Gesprächspartner und an dem, was zu verhandeln war. Der Mensch und die Sache, beide im besten humanistischen Sinne zu fördern war eine Kunst, die er meisterhaft zu beherrschen gelernt hatte.

Als wahrhafter Pädagoge wirkte er auf uns, ohne Herrschaft auszuüben, anspornend und auf hohe Ziele hinlenkend. Das verstehen junge Menschen, wenn sie reifer werden.

Zuerst beeindruckte mich sein Interesse am Sport, der ihm deutlich mehr bedeutete, als ein flüchtiges Thema im Alltagsgespräch und den er gern förderte. Mein Herz gewann er vollends durch Musik. Ausführliche Gespräche brachten Lehrer und Schüler einander näher. Er war es, der den Anstoß zur Neugründung eines Schülerorchesters 1936 gab.

Und dann natürlich Dichtung und Literatur! Hier, spürte man, war er mit Passion bei der Sache, stets bereit, die Meinung und das Urteil des Jüngeren zu hören, ihn zu beraten und Wege in einer heillos verwirrten Zeit zu öffnen, die gangbar waren.

In den 30er Jahren blieb es nicht aus, daß Weltanschauung und Politik in den Schulalltag mit Macht hineindrängten und Konflikte verursachten. Respekt verdient Piehlers Haltung, der sich unrechtmäßiger politischer Weisung nicht beugte und eher sein Kollegium kurz vor dem Abitur 1938 geschlossen zurücktreten ließ, eh' daß er Unrecht hinnahm. So sehr er mit seinem Kollegium verbunden den Stürmen der Zeit standhielt, so fand er uns Jüngeren gegenüber stets einen Weg, der uns zwar klar sehen ließ und uns dennoch nach Möglichkeit Lasten ersparte, deren Gewicht uns niedergeworfen hätte.

Das Unheilvolle der Zeit zu tilgen lag letztlich nicht in seiner Macht, wie jeder von uns sein eigenes Schicksal zu tragen hat.

Wie er uns voranging, was er uns gab, das umfaßt letztlich ein heute oft mißverständenes Wort: er war ein Vorbild und dazu ein Mensch, den wir sehr geliebt haben.

Erhard Lungfiel

Zeitenwende

Und wenn nach tausend heilerfüllten Jahren
Die Völker siechen und der Erdteil wankt
Und aller Sinn in Wahn und Angst verkehrt,
Die Weltenwaage schwankt ungleicher Bürde:
Dann sendet der unennbar Höchste seinen
Gesandten, der die neuen Tafeln weiht
Und Leben spendet für die längsten Zeiten.
Weltwende loht — bis spät das Volk erkannt:
Auf neuerblühter Erde ging der Gott.

Anno Domini

Die Wölfin wacht auf steilem Kapitol,
Der Staat wird Götze in der Zeiten Runde.
Die Götter schützen das gemeine Wohl
Und blassen in des Reiches später Runde.
In Hellas' Tälern bangen vor dem Neid
Sinnloser Schicksalsgötter die Hellenen.
Im Rausch des Mysten rast Eleusis' Leid,
Dem Gott sich einend in der Weihe Sehnen.
Der Jude strebt in unlösbarem Fluch
Dem unerbittlich-fernen Gott zu dienen.
Und pochend auf uralte Gesetz und Buch,
Zeigt er dem Volke hochmütige Mienen.

Da mischen Götter, sterbend, sich in Eins
Und können doch den Einen nicht gebären.
Der schweigt . . . Und in die Weltnacht fahlen Scheins
Entfallen zagen Zweifels bittre Zähnen.

Als sich die schlimmste Stunde allen neigt
Und jedes Gut der Götter Menschen feil,
Des Taumels Stunde ohne Gott — da steigt
Bei dem bedrückten Volke neu das Heil.

Fritz Hagemann

Der Mensch - das unbekannte Wesen

Aspekte und Probleme der Anthropologie

Von Emil Schlee**)

Gemeinhin liest man über den nicht ganz unbekanntem Buchtitel, mit dem auch ich diese Studie überschreiben möchte, oberflächlich hinweg, ohne sich darüber klarzuwerden, daß hier eigentlich eine in den Konsequenzen erschütternde und meist verkannte Feststellung getroffen wird. Sie bedeutet zum Beispiel, daß für Eltern, Lehrer und Ärzte im Grunde die Kinder, Schüler und Patienten als menschliche Wesen unerschlossen, unbegreifbar und rätselhaft bleiben und demnach auch ihre pädagogischen Mühen und alle ärztliche Kunst äußerst fragwürdige Unterfangen mit sehr zweifelhaften Ausgängen sein müssen. Folgern wir nun weiter, daß sich selbst der einzelne Mensch in seinem Wesen unergründlich und zutiefst unbekannt bleibt, ihm also auch von hier kein gültiges und brauchbares Maß erwachsen kann, dann wird ein wenig verständlicher, warum irren menschlich, der Mensch aber meist vermessen, maßlos, friedlos, unvollkommen und letztlich ein tragisches Geschöpf ist. Mensch zu sein, das ist kein fertiger Zustand, sondern wird stets Aufgabe, Verpflichtung, ein Werden, Streben und Mühen, ein unablässiger Versuch des Selbsterkennens und Selbstbildens sein müssen.

Das griechische „Erkenne dich selbst!“ weist uns seit mehr als zwei Jahrtausenden den kürzesten Weg zu uns selbst. Wir aber machen unendliche Umwege und beschreiten zahlreiche Irrwege, wengleich auch keiner ganz umsonst gewesen sein wird. Es muß aber wohl für uns denkende, fühlende, wissende und glaubende Menschen unsagbar schwer sein, Selbsterkenntnis zu üben und sich auf sich selbst zu besinnen. Denn wie anders ist es sonst zu verstehen, daß von uns in Bewegung gesetzte Raketen zwar den Mond zu erreichen vermögen, wir Menschen uns jedoch weithin unbekannt geblieben sind. Es mag symptomatisch sein, daß man innerhalb der Wissenschaften zwar theologische, philosophische, biologische, medizinische, typologische, soziologische und noch zahlreiche andere Anthropologien kennt – aber keine eigentliche Anthropologie. Die Vielfalt des Menschen macht es den Menschen zweifellos schwierig, sich als eine Ganzheit – also als Mensch – zu begreifen. Doch gerade dieses immer wieder zu versuchen, muß er sich stets bemühen, und – so meine ich – bemüht er sich nur in unzureichender Weise!

Der Mensch kann sich nicht gänzlich wissen, er muß sich vor allem auch erfahren, er kann sich in dem Sinne nicht lernen oder erlesen, er muß sich leben und sich bewußt erleben, er kann sich nicht absolut setzen, sondern er muß sich ein Leben lang bewähren. Sich in vielsinniger Weise bewegen, das heißt wirklich leben, das ermöglicht Erleben und Erfahren, bahnt Selbsterkenntnis an, ist hierzu Voraussetzung. Schon aus diesem Grunde muß Jugend gewagt, umfassend „in Bewegung“ gebracht, mit Verantwortung wegen des Entscheidens und mit der Wirklichkeit des Lebens frühzeitig konfrontiert werden. So entstehen und bleiben auch Glanz, Freude und Güte in den Menschengen und -herzen, die doch auch das „Schaufenster“ des ganzen Menschen sind. Von dieser gesunden Spannung her läßt sich für den pädagogischen Bereich leicht die „erdachte“ von der „erlebten“ Literatur unterscheiden, erweist sich zumeist schnell, ob die Ergebnisse aus der Retorte stammen oder auf der „Palästra“, dem Urboden griechischer Philosophie und Demokratie, erschwitzt wurden!

***) Nachstehend bringt „Carolinum“ Auszüge aus einer anthropologisch-bibliographischen Studie des 2. Vorsitzenden der Landsmannschaft Mecklenburg, Prof. E. Schlee (Heubach/Odw.), die 171 Literaturartikel enthält und unter gleichnamigem Titel erschienen ist in „Leibesübungen“ 1967, Heft 2, S. 3-8.

Es ist eine erkennbare Tatsache und auch eine einsehbare Notwendigkeit, daß in letzter Zeit in zunehmendem Maße der Mensch selbst in den Mittelpunkt der Betrachtung der Menschen gestellt wird, da wohl doch langsam die Einsicht gewachsen ist, daß ohne hinreichende Kenntnis und Erkenntnis vom Menschen, also von sich und über sich selbst, man in Sackgassen mündet, sich im Kreise dreht, viel Furchtbares und Unerfreuliches hätte wohl auch vermeiden können. Zudem ist eine verstärkte anthropologische Fragestellung sicherlich am geeignetsten, „die auseinanderfallenden Einzelwissenschaften vom Menschen wieder einander näherzubringen: als ‚integrale Anthropologien‘ einer umgreifenden allgemeinen Anthropologie, in der nach dem Zerbrechen der theozentrischen und nach allen die wissenschaftliche Forschung gefährdenden ideozentrischen (ideologischen) Begründungen die Einheit der Wissenschaften im Menschen wiedergefunden werden kann“¹⁾. Auch der Bereich der Bewegungserziehung und Bewegungsbildung, gedankenlos und anthropologisch unhaltbar noch immer als Leibeszziehung und Leibesübung benannt, als fundamentaler Bereich umfassender Menschenbildung ist nicht so sehr als „Anhängsel“ der Medizin oder der Pädagogik zu verstehen, sondern ist viel stärker noch eine Erfahrungs- und Erkenntnisdisziplin einer umgreifenden allgemeinen Anthropologie mit sehr eigenständiger Kraft und unmittelbarer Wirkung. Daß diese Erkenntnis beim gegenwärtigen Stand der westlichen Kultur, die bis zum heutigen Tage von den Prinzipien einer überwiegend intellektualistisch-spiritualistischen Lebensphilosophie beherrscht wird, noch einen langen Weg bis zum „Durchbruch“ vor sich hat, wird hingenommen werden müssen. Das bedeutet aber nicht, die Hände in den Schoß zu legen. Grundsätzlich sollten sich alle interessierten, qualifizierten und verantwortlichen Kräfte in der Bewegungserziehung und innerhalb der Sportbewegung viel stärker als bisher der anthropologischen Fragestellung zuwenden.

Die Frage nach dem, was der Mensch ist, wird nie verstummen und immer wieder gestellt werden. Wollen wir die ganze Vielfalt des Menschen in den Blick zu rücken versuchen, dann muß man sogar mit R. F. Behrendt zu der Erkenntnis kommen, daß „je mehr Tatsachen über den Menschen wir wissen, je größer unsere Erfahrung mit Menschen verschiedener Epochen, Rassen, Kulturkreise und Bildungsstufen wird – und erst in der Neuzeit haben wir ja ein solch umfassendes Bild von der Menschheit überhaupt erhalten – desto mehr wird uns der Mensch zum Rätsel, zum widerspruchsvollen, nicht voraussehbaren und daher auch nicht eigentlich planbaren Phänomen“²⁾. Trotzdem darf das Fragen nicht aufhören! Auch in der Literatur wird dieses Fragen oftmals formuliert.

Eine wissenswerte Antwort sollten wir uns von Karl Jaspers anhören:

„Was ist der Mensch? Er wird erforscht als Leib durch die Physiologie, als Seele durch die Psychologie, als Gemeinschaftswesen durch die Soziologie. Wir wissen vom Menschen als Natur, die wir erkennen wie die Natur anderer Lebewesen, und als Geschichte, die wir erkennen durch kritische Reinigung der Überlieferung, durch Verstehen des von Menschen in Tun und Denken gemeinten Sinnes und durch Erklären der Geschehnisse aus Motiven, Situationen, Naturrealitäten. Unsere Erforschung des Menschen hat vielerlei Wissen gebracht, aber nicht das Wissen vom Menschen im Ganzen.

Es ist die Frage, ob der Mensch überhaupt erschöpfend begriffen werden kann in dem, was von ihm wißbar ist. Oder ob er darüber hinaus etwas ist, nämlich Freiheit, die sich jeder gegenständlichen Erkenntnis entzieht, aber ihm doch als unentrinnbare Möglichkeit gegenwärtig ist.

In der Tat ist der Mensch sich zugänglich in der doppelten Weise: als Objekt der Forschung und als Existenz der aller Forschung unzugänglichen Freiheit. Im einen Falle sprechen wir vom Menschen als Gegenstand, im anderen Falle von dem Ungegen-

1) Loch, Werner: Die anthropologische Dimension der Pädagogik. „Neue pädagogische Bemühungen“, Bd. 1/2, Essen (Neue Deutsche Schule, Verlagsgesellschaft), 1963, S. 62

2) Behrendt, R. F.: Der Mensch im Licht der Soziologie. Urban-Bücher 60 Stuttgart (Kohlhammer 1962, S. 8.

ständlichen, das der Mensch ist und dessen er innewird, wenn er sich seiner selbst eigentlich bewußt ist. Was der Mensch ist, können wir nicht erschöpfen in einem Gewußtsein von ihm, sondern nur erfahren im Ursprung unseres Denkens und Tuns. Der Mensch ist grundsätzlich mehr, als er von sich wissen kann.“ (Einführung in die Philosophie³⁾).

Mir scheint, daß dieses „Denken und Tun“, von dem Karl Jaspers als der einzigen Möglichkeit des Selbsterfahrens spricht, im Bereich der Bewegungserziehung einmal sehr gründlich im Hinblick auf einen anthropologischen Ansatz durchdacht und geprüft werden sollte, denn der Eigenbeitrag der Erfahrung und des Erkennens, der aus dem speziellen „Tun“ unserer Disziplin erwächst, kann von keiner anderen Disziplin erstellt und erbracht werden!

Daß der Mensch grundsätzlich mehr ist, als er von sich wissen kann, das sollte uns nicht entmutigen, trotzdem mehr von ihm — also von uns — wissen und erfahren zu wollen. Eines, was scheinbar noch gern ignoriert und übersehen wird, sollten wir zudem überdenken und ernst nehmen: Daß wir als Menschen eigentlich in erster Linie *Mit-Menschen* sind. Das „Individuum“ als „autarkes“, eigenständiges Wesen ist bei genauer Betrachtung nur eine Fiktion, die aus einer sehr fragwürdigen Denkweise geboren wurde. Der Mensch als Mit-Mensch ist eigentlich erst der Mensch, den man als Menschen bezeichnen kann. Auch diese Erkenntnis herauszuarbeiten und allgemein klarer in das Bewußtsein aller zu rücken, sollte im Interesse der Bewegungserziehung liegen, da in diesem mitmenschlichen Spannungs- und Seinszustand des Menschen ein wichtiger Wert- und Förderungsansatz der Bewegungserziehung liegt. Der Mensch ist prinzipiell ein homo politicus, da „der konkrete, der reale, der empirische Mensch sich dem Bereich des Politischen, der Sphäre der Politik, auch dann nicht zu entziehen vermag, so sein Sinnen und Trachten dahin geht, sich einen politikfreien Raum zu schaffen, sich von jeglicher Politik fern zu halten . . . Der Mensch ist, indem er ist, ein politisches Wesen . . . Die Gattung Mensch, die Wesenheit Mensch, setzt ein Leben in Verbänden, ein Leben in Gruppen, ein Leben in ‚Gemeinschaften‘ voraus. Hier zeigt sich die Korrekturbedürftigkeit der individualistischen These, die glaubt, den Menschen als selbstgenügsames Wesen bestimmen zu können . . . Der Mensch aber ist seinem Sein nach Mit-Mensch“⁴⁾). Das Spannungsverhältnis zwischen „Individuum und Gesellschaft“, der Mensch als „Gemeinschaftswesen“, der „Mit-Mensch“ ist Gegenstand der Soziologie. Den Fragenkomplex dieses Bereichs sollten wir uns ebenfalls stärker als bisher erschließen.

„Wissenschaftliche Methoden bedeuten unvermeidlich Spezialisierung, also Einengung der Fragestellungen, Verfahren und Befunde. Es kann demzufolge“, so meint jedenfalls R. F. Behrendt, „nicht eine Wissenschaft vom Menschen geben, sondern es gibt eine Vielzahl von wissenschaftlichen Disziplinen, die sich, von verschiedenen Seiten her, mit verschiedenen Fragestellungen mit dem komplexen Phänomen Mensch beschäftigen und die auf gegenseitige Ergänzung angewiesen sind“⁵⁾). Diese Vielzahl der sich mit dem Menschen befassenden wissenschaftlichen Disziplinen findet auch ihren Niederschlag in den zu unterscheidenden zahlreichen Anthropologien.

Wenn wir von R. F. Behrendt die Ansicht vertreten fanden, daß es wegen der unvermeidlichen Spezialisierung in den Wissenschaften nicht gut eine Wissenschaft vom Menschen geben könnte, so hat er doch an gleicher Stelle im Nachsatz die einschränkende Feststellung getroffen: „Wobei wir hier nicht entscheiden wollen, ob es eine wissenschaftliche . . . Anthropologie im Sinne einer umfassenden, die Erkenntnisse aller Spezialwissenschaften vom Menschen zu einer Einheit verschmelzenden Erkenntnis der menschlichen Natur im weitesten Sinne des Wortes geben kann“⁶⁾).

³⁾ Jaspers, K.: Einführung in die Philosophie. München (Piper), 1963, S. 62

⁴⁾ Weipert, G.: Jenseits von Individualismus und Kollektivismus. Düsseldorf (Schilling), 1964, S. 39 f.

⁵⁾ Behrendt, R. F. a. a. O., S. 9

⁶⁾ Behrendt, R. F. a. a. O., S. 9

Daß jedenfalls Versuche dieser Art in den Überlegungen angestellt werden, ist mit Befriedigung festzustellen.

Nun hat die Vielfalt des Menschen nicht nur dazu geführt, daß entsprechend viele und jeweils mit unterschiedlichen Fragestellungen arbeitende Anthropologien im Bereich der Wissenschaften auftreten und erscheinen konnten, sondern auch eine große Autorschaft aus den verschiedensten Bereichen der Literatur hat sich mit dem Menschen, seinem Wesen und seinen Problemen befaßt.

Wir haben bisher bemerken können, daß der Mensch von sehr unterschiedlichen Positionen aus gesehen werden kann. Es ist gut vorstellbar, daß es noch weitere Möglichkeiten differenzierter Betrachtung und Untersuchung gibt. Die entscheidende Frage ist nun aber nicht, von wieviel unterschiedlichen Positionen aus vermag ich den Menschen zu betrachten, erhalte so immer mehr abrundende Eindrücke von ihm, die dann mein Menschenbild formen helfen, sondern von viel einschneidender Bedeutung und Konsequenz ist die Frage, ob wir den Menschen als ein ganzheitliches Wesen begreifen oder ihn uns letztlich in „Teilen“, die in mehr oder weniger loser Beziehung stehen, denken müssen. Das ist eine Kernfrage, deren Beantwortung die Welt verändern könnte. In dieser Frage scheiden sich die Geister seit eh und je! Es ist hier nicht der Ort, das sogenannte „Leib-Geist-Seele-Problem“ jetzt näher zu untersuchen.

Der Gang durch die Anthropologie, die sich mit dem Menschen befaßt, ist hiermit nicht beendet. Probleme von Jugend und Alter, Krankheit und Gesundheit, Leben und Tod, Rhythmus und Bewegung und vieles mehr würden wieder ganz andere und neue Einblicke gewähren. Wir müssen uns hier begnügen und werden bei späterer Gelegenheit den begonnenen Gang durch diese Literatur auf anthropologischem, soziologischem und politologischem Gebiet fortsetzen. Bei dem vorliegend versuchten Eintritt in den Gesamtkomplex ging es um die Hinführung und Kennzeichnung des angesprochenen Problems. Drei Standardwerke des behandelten Fragenkreises sollen abschließend noch angeführt und einem gründlichen Studium anempfohlen werden:

G e h l e n , A.: Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Bonn (Athenäum) 1958.

B u y t e n d i j k , F. J. J.: Allgemeine Theorie der menschlichen Haltung und Bewegung als Verbindung und Gegenüberstellung von physiologischer und psychologischer Betrachtungsweise. Berlin-Göttingen-Heidelberg (Springer) 1956.

B u y t e n d i j k , F. J. J.: Das Menschliche. Wege zu seinem Verständnis. Stuttgart (Koehler) 1958.

Sicher ist der Mensch noch ein vorwiegend „unbekanntes Wesen“, ist er grundsätzlich mehr, als er von sich wissen kann. Aber er ist zur Zeit auch noch weit davon entfernt, das zu wissen, was er unbedingt wissen muß und wissen kann, um im wahrsten Sinne des Wortes ein Mensch, ein Mit-Mensch sein zu können. Und das, so meine ich, läßt sich durchaus ändern und verbessern.

Hör nicht, was die andern schrein!
Wage stets du selbst zu sein.

Heinrich Seidel

Jörn Jakobs Vater

Leben und Werk des mecklenburgischen Dichters Johannes Gillhoff (II)

Von Gerd L ü p k e

Nun gibt es aber wohl kein Buch, das von der ersten bis zur letzten Seite nur geglückt und ohne Tadel wäre. Auch der „Jörnjakob Swehn“ hat seine Achillesferse — tatsächlich eine Ferse, denn es handelt sich um das letzte, ausgerechnet das dreizehnte Kapitel. Der Titel dieses Abschnitts, der sich so gar nicht recht in das Buch einfügen will, spricht für sich: „Vom Krieg und vom deutschen Erwachen in den Staaten“. Hier ist Gillhoff der Kriegshysterie erlegen — das Manuskript war ja 1916 fertig geworden. Es ist schon ein wenig peinlich, mit welchem deutschnationalem Pathos der Autor hier der seinerzeit in Deutschland herrschenden Stimmung Ausdruck gibt: nur die Deutschen sind gute Leute — alle anderen Völker, abgesehen vielleicht noch von den Österreichern, bestehen aus schlechten Menschen. Dies weder inhaltlich noch literarisch geglückte Kapitel paßt eigentlich gar nicht zu Gillhoff — und erst recht nicht zu Jörnjakob Swehn — wenn es bei viel gutem Willen vielleicht auch verständlich wird durch die Zeit der Fertigstellung des Buches. Am besten wäre, man ließe es einfach weg — das Buch ist eigentlich ohnehin zu Ende mit dem zwölften Kapitel. — Aber, wie gesagt, jede literarische Arbeit hat irgendwo ihre Schwäche — und hier ist es eben der aufgesetzte Schluß. Das eigentliche Buch ist aus einem Guß — und man muß Dieter Ehlers beipflichten, der noch vor zwei, drei Jahren auf einer Schallplattenhülle schrieb:

„Jörnjakob Swehn — was kann heute noch an diesen in mehrfacher Hinsicht alten Geschichten interessieren? Daß viele unserer Landsleute während des vorigen Jahrhunderts in alle Welt auswanderten, ist eine Tatsache. Wir wissen auch, daß nur wenige aus reiner Abenteuerlust fortgingen, denn die ‚gute, alte Zeit‘ war ja, zumindest in sozialer Hinsicht, durchaus nicht immer und vor allem nicht für jeden gut, ebenso wenig wie unsere Gegenwart. Aber Lebensbedingungen und -möglichkeiten waren noch vor hundert Jahren, besonders für einen Menschen einfacher Herkunft, so völlig anders als in den vergangenen Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, daß die Auswandererbriefe des Jörnjakob Swehn auf uns geradezu exotisch wirken müssen. Und wenn wir lesen, wie sehr Humor und Gottvertrauen die meisten Schwierigkeiten überstehen halfen, dann werden eine uns fremdgewordene Ordnung, die besondere Stimmung einer versunkenen Zeit, aber auch die immer gleichbleibenden Probleme menschlicher Existenz gegenwärtig. Ein Beispiel genauer Dokumentation und großartiger Sprachkraft, ein Bericht voll vitaler Naivität und oft bitter erworbener Lebenserfahrung; die Schilderung eines Daseins, das von einer beneidenswerten Dennoch-Freude getragen wird und ganz bewußt Kraft bezieht aus der Erinnerung an die Heimat als echtem Ausgangspunkt für ein Leben in dieser Welt — das war und ist heute jener ‚alte‘ Jörnjakob Swehn.“

So vergnügt und vergnüglich die Auszüge aus dem „Jörnjakob“ wohl anmuten — das Leben Gillhoffs war nicht immer so vergnüglich. Er war von schwankender Gesundheit, blieb als Junggeselle allein und war alles andere als ein Gesellschaftsmensch. Mit Frauen konnte er nicht viel anfangen, jedenfalls mit jungen Frauen und Mädchen nicht. Klaus Albrecht schrieb in seinem gründlichen Aufsatz über Gillhoff:

„Sobald er von einem ‚reizenden Kind‘ zwischen siebzehn und einigen zwanzig sprechen muß, wird der Einspänner äußerst wortkarg. Die Sprache fließt ihm erst und der Bilder reiche Fülle, wenn es gilt, eine vom Leben zerzauste und verbogene Gestalt zu schildern, oder jemanden, der nach hartem Leben gelernt hat, ‚gelassenen Sinnes‘ am Fenster zu sitzen und mit ruhigem Gemüt ‚Abend‘ zu sagen.“

Und damit wäre es nun wohl an der Zeit, auch den erwachsenen Menschen Gillhoff, die Persönlichkeit kurz zu betrachten. Da zitiert man dann am besten das, was er einmal über den Menschen seiner Heimat schrieb. Es traf genau so auf ihn selbst zu.

„Bedächtig im Zugreifen, langsam im Denken, langsam im Reden, langsam im Handeln. Nichts vom Augenblick erwartend, aber zäh durchhaltend und nicht von dem ablassend, was er sich vorgenommen hat zu tun. Herb und schwer ist er wie sein Land – und doch: zuweilen erschließt sich auch – in kargen Worten – das so unsagbar zarte, weiche Gemüt, durch dessen Tiefen unbekannte Ströme rauschen.“

Bei der Betrachtung der Gillhoffschen Persönlichkeit kommt uns auch ein Buch zu Hilfe, das der mecklenburgische Dichter Friedrich Griese im Jahre 1940 herausgab. Es heißt: „Johannes Gillhoff – ein Lebensbild“. In diesem Band hat Griese einige schon damals kaum mehr bekannte Arbeiten Gillhoffs zusammengestellt mit Erinnerungen von Menschen, die Gillhoff gekannt, die mit ihm zusammengearbeitet hatten – und mit Stellungnahmen Gillhoffs zum eigenen Leben und Werk. Dieses Werk Grieses gibt also nicht nur ein Bild des Schriftstellers, sondern auch des Menschen Gillhoff, der beispielsweise einmal an einen Freund schrieb:

„Wer vorwärts will, der muß helle Augen haben, der darf nicht zu viel über den Rücken sehen, der muß sich gründlich den alten Staub aus den Augen wischen.“

Und auch die Frage nach dem Sinn des Lebens, nach dem Wert der Erinnerungen – eine Frage, der wir später noch einmal begegnen werden – taucht schon früh auf, wenn es in einem Brief Gillhoffs heißt:

„Hinausgetan werden auch wir dereinst – und wohl dem, der eine Weile geleuchtet hat. Ehre – Reichtum – Einfluß? Vielleicht wirkt stille Leuchtkraft dauernder, inniger, wärmer. Die Pfauenschwänze und Kometenschweife der Jugendhoffnungen werden ohnehin durch die Scherenarbeit der Jahre beschnitten.“

Den Sinn des Lebens, wer mag ihn begreifen? Je tiefer die Sonne am Horizont sinkt, desto länger werden die Schatten der Erinnerungen. Die Schatten? Täuscht nicht das Bild? Ist es nicht der *G l a n z* der Erinnerungen, der wächst mit dem Absinken der Lebenssonne?“

Und alles – seine Ideale, sein Streben und seinen Glauben – faßt Gillhoff zusammen in der *Maxime*, die Friedrich Griese ebenfalls in seinem Buch vermittelt:

„Der Segen Gottes ruht auf allen, die freudigen Mutes sind, die das Leben lieben und arbeiten.“

Die persönlichen und künstlerischen Maximen Gillhoffs werden besonders deutlich in seiner Erzählung „Möne Hauck“, die mit „Mri-Duri“ und den „Pipenhäger Sommertagen“ in die „Bilder aus dem Dorfleben“ gehört. Friedrich Griese, den wir ausführlich zitierten, schätzt gerade diese Arbeit Gillhoffs besonders hoch. Er nennt sie „Gillhoffs schönste Erzählung“ – und meint:

„Es wird noch erkannt werden, daß nicht der ‚Jürnjacob Swehn‘ allein die dichterischen Züge des Bildes Gillhoffs ergibt, vielleicht nicht einmal in der Hauptsache; daß vielmehr der Dichter Johannes Gillhoff gerade in ‚Möne Hauck‘ zum Ausdruck kommt.“

Auch dieser Möne Hauck hatte tatsächlich gelebt. Oft kam er in das Schulhaus von Gillhoffs Vater, saß auf der Bank am Ofen und erzählte. Und das, was Gillhoff über Möne schrieb, das könnte wiederum auch für den Autor selbst gelten – diese Sätze nämlich:

„Was ihn vor allem auszeichnete, das war sein Erzählertalent, durch das er schon damals die Knaben fesselte. Er war ein Meister der anschaulichen epischen Darstellung.“

Siebzehn Jahre nach Griese, 1957 also, schreibt Hans Heinrich Klatt über „Möne Hauck“:

„Gillhoff wurde mit der Erzählung selbst ein Meister der epischen Darstellung. Nichts ist konstruiert, alles ist echt und lebendig, ganz aus dem Volksleben seiner

Heimat geschöpft. Man findet keinerlei ‚folkloristisches Beiwerk‘, mit dem manche Heimatdichter ihren Erzeugnissen ‚bodenverwurzelte Urwüchsigkeit‘ verleihen wollen.“

Und bereits zehn Jahre vor Griese, 1930, legte Klaus Albrecht Gedanken nieder, die denen Grieses weitgehend ähneln – auch für ihn stand „Möne Hauck“ ganz oben in der Wertung der Gillhoffschen Arbeiten. Albrecht ging in der entsprechenden Partie seines Artikels zunächst auf den Schaffensprozeß ein.

„Gillhoff konnte in späteren Jahren nicht mehr recht angeben, welche seiner Schilderungen aus dem Leben Möne Haucks, des alten Dorfschulzen, das Vorbild zu dieser Gestalt auch wirklich erlebt habe. Er fragte kaum noch danach, wo er dieses und wo er jenes gehört hatte und was endlich seine sparsame Freundin, die Phantasie, dazugegeben hatte. Er hatte den leuchtenden, starken Charakter gefunden, den seine schriftstellerische Begabung brauchte, um sich hochzuranken und sich voll zu entfalten. Nun strömte es ihm von allen Seiten zu – und Gillhoff wurde der Former des – laßt es uns ruhig und ohne viel Aufhebens aussprechen – des modernen Heldenliedes. In rhapsodischen, großen Strophen wird hier nicht das Leben eines Sonntagshelden in Kuraß, Waffengelärm und Graiseroberung geschildert, sondern das Leben eines Helden des Alltags, dessen Umgebung nicht aus diensteifrigen Knappen und aus Drachen, Zwergen und Feen besteht, sondern aus Mine, seiner Frau, und dem lebensmüden Krischan.“

Dieser Krischan bettelte um Speckschwarten und Schnaps bei den Bauern, bis Möne ihn durch eine Pferdekur zum brauchbaren Menschen machte und ihm Arbeit und Hüsung gab. – Zu den weiteren Figuren in der Gillhoffschen Erzählung gehören dann noch die Eltern Mönes und der Amtshauptmann.

Gewiß, auch Möne Hauck fand, wie es einem Helden zukommt, ein Königreich, wenn’s auch nur der Hornacker draußen vor dem Dorf war. Und als er in den Krieg zog, folgten ihm nicht Ritter und Reisige – nein, bei ihm war es ganz anders.

„Mutting ging still hinaus und gab ihrem Ältesten mit auf den Weg, was so für ihn nötig war. In die große, hölzerne Butterdose tat sie die goldigglänzende Butter, dazu fügte sie etliche hartgesottene Eier, zwei ansehnliche Mettwürste und ein namhaftes Stück Schinken. So zog Möne Hauck gen Dömitz. Und seines Vaters Segen zog vor ihm her, und seiner Mutter Tränen folgten ihm.“

Albrecht stellt dann die Frage:

„Klingt das nicht wie eine balladeske Volksliedstrophe, bei der des Lebens Alltäglichkeit immer unmittelbar neben den tiefsten Strömen der Seele steht, so eng verbunden, daß eins untrennbar ins andere greift?“

Zumindest rühren solche Partien den Leser auch heute noch an. Ebenso wie etwa die Entwicklung Mönes vom jungen Mann, der dem Augenblick lebt, zum nachdenklichen Bauern. Er pflügt nicht nur seinen Acker, sondern führt auch allerlei Neues im Dorf ein, so daß er schließlich zum Schulzen gewählt wird. Über Jahre verfolgt er seinen Plan, das unfruchtbare, brachliegende Hilgenkrüzfeld urbar zu machen. Und er setzt seinen Willen durch – das Hilgenkrüzfeld wird zum Prunkstück des Dorfes! Aber geben wir Klaus Albrecht noch einmal das Wort zu dieser Erzählung.

Wo findet sich, so fragt Albrecht, in der norddeutschen Literatur ein solch konzentrierter Abgesang wie es das Schlußkapitel dieser Arbeit darstellt? Johannes Gillhoff bringt den alten Schulzen nach einem harmonischen, gesegneten, sehr späten Lebensabend noch einmal in die allerbitterste Seelennot. Die neue Zeit pocht gebieterisch beim Uraltan an. Sie wollen eine Eisenbahn durch die Dorfmark legen! Da rafft er sich noch einmal zusammen und findet in seiner verzweifelten Verteidigung des Hilgenkrüzfeldes vor der Kommission und dem alten Kammerrat ein biblisch schönes, starkes Gleichnis:

„Wenn wi mal beid vör unsen Herrgott stahn, un hei röppt mi up: ‚Möne Hauck, wo büst du?‘ Denn segg ick: ‚Hier!‘ Un denn fröggt hei: ‚Möne Hauck, woans hest du dienen Schuldenposten wohrt?‘ Un denn segg ick em: ‚Väl wier’t nich, leiw Gott – un von dat anner willen wi man leiw gornich räden. Öwer mien Schulligkeit heff ick

doch dahn. Ick heff dorför sorgt, dat sei uns mit dei Bahn verschont hebben. Öwer uns Hilligkrüzfeld kannst du ruhig dienen Sägen mit Klocken gahn laten, nah wie vör! Dor steiht de Herr Kammerrat! Den'n kannst du fragen!"

Auf keinen Fall wollte Möne Hauck das Feld hergeben, das durch die gemeinsame Arbeit des ganzen Dorfes fruchtbar gemacht worden war.

„So lang as ick Schult bün, ward de Iesenbahn nich bugt!"

Aber der alte Dorfschulze konnte das Rad der Zeit nicht aufhalten. Und wieder stand er vor dem alten Kammerrat, der ihn so gut verstand — und der doch sein Gegner sein mußte.

Der Rat trat ans Fenster und starrte hinüber zu den Bergen. Endlich ging er wieder auf seinen Platz: „So müssen wir Sie zwingen und zur Expropriation schreiten.“ — „Ex-properratschon?“ Verständnislos sah der Schulze ihn an. Mit schonenden Worten erläuterte ihm der Amtshauptmann die legale Zwangsenteignung . . . „Herr Amtshauptmann! Ick legg den Schultenposten hiermit dal. Mien Tiet is üm!"

Und dann Möne Hauckes Tod! Die kürzeste Strophe in diesem Lied vom Alltagshelden.

„Möne Hauck“ — vor drei Tagen rief ihn sein Herrgott bei Namen — und der alte Schulze antwortete mit ruhiger Stimme: „Hier!"

Eine in sich geschlossene, anrührende literarische Arbeit ist diese Erzählung um Möne Hauck. Und wenn auch aus manchen begeisterten Sätzen Albrechts ein wenig zu sehr der Stolz des Mecklenburgers auf den bekannten Landsmann spricht — wenn auch die Kritik manches, Gillhoff gab es selbst zu, ein wenig konstruiert fand — ja, wenn der Hintergrund der Erzählung und die Umgebung Möne Haucks auch durchaus in der Zeit ihrer Entstehung verhaftet sind . . . so bleibt doch die Tatsache, daß Gillhoff hier einen Charakter geschaffen hat, der sich dem Leser einprägt. Klatt formuliert es so:

„Gillhoff erzählt hier in schlichter, anspruchsloser Weise, so wie er an den langen Winterabenden in der Stube sitzend einem Zuhörerkreis erzählen könnte. Er spinnt kein Garn, wie Klaus Albrecht schrieb, sondern er malt mit den sparsamsten Mitteln ein getreues Bild der mecklenburgischen Zustände des vorigen Jahrhunderts.“

Im Jahre 1924, nach 41 Jahren Amtszeit als Lehrer, ließ Johannes Gillhoff sich pensionieren und ging zurück nach Mecklenburg. Er ließ sich nieder in der schwerinschen Neben-Residenz Ludwigslust. Aber zur Ruhe setzte er sich nicht! Ganz im Gegenteil gründete er im Januar 1925 schon die „Mecklenburgischen Monatshefte“, die beste Kulturzeitschrift, Kulturmagazin würde man heute wohl sagen, die Mecklenburg jemals besaß. Bis zu seinem Tode war er als Herausgeber dieser Zeitschrift mehr als ausgefüllt. Er hatte ja nicht nur die redaktionelle Arbeit zu tun, sondern es ergab sich auch ein umfangreicher Schriftwechsel mit vielen mecklenburgischen oder besser norddeutschen Schriftstellern und Wissenschaftlern und mit einer Reihe von Briefpartnern in Übersee. Das alles kostete ihn immer mehr Zeit und Kraft. Außerdem wuchs Gillhoff natürlich nun auch immer mehr in die Rolle des Lektors und Kritikers hinein — eine Tätigkeit, die ihm als Lehrer ohnehin lag. Einer seiner Freunde hielt gerade diesen Wesenszug fest, als er schrieb:

„Gillhoff war sehr kritisch veranlagt und fand für seine Meinung stets ein Wort, das wie der Hammer auf dem Nagel saß. Besonders verlangte er von dem Schriftsteller einen guten Stil.

Als ich eines Tages kaum Platz genommen hatte, las er mir aus einem soeben erschienenen Roman eine Stelle vor und sagte entrüstet: ‚Spricht so ein Mensch? Das ist Papierdeutsch! Es ist ein Fehler, daß kaum noch vorgelesen wird, sonst würden die Schriftsteller die Schwächen merken und besser schreiben!‘ — Mehrmals sagte er zu mir,

er habe den Jürnjakob auf Vorlesen eingestellt und sich daher den Entwurf immer wieder laut vorgelesen, um jegliches Papierdeutsch zu vermeiden und die Sprache lebendig zu halten.“

Neben all seiner Arbeit als Herausgeber schrieb Gillhoff auch noch selbst Beiträge, Kurzgeschichten und Untersuchungen für die „Mecklenburgischen Monatshefte“ — und er arbeitete an einem neuen Roman. Das Buch sollte ein Gegenstück zu „Jürnjakob Swehn“ werden — mit einem mecklenburgischen Pastor, der nach Amerika ausgewandert war, als Zentralfigur. Teile des Manuskripts veröffentlichte Gillhoff unter dem Titel „Der verlorene Sohn“ in den Monatsheften — und in diesen Ausschnitten stand das Plattdeutsche dem Hochdeutschen gleichberechtigt an der Seite. Aber Gillhoff hat den Roman nicht mehr vollenden können, so daß sein jüngster Bruder Theodor ihn später fortführte. Er wurde unter dem Titel „Möne Markow, der neue Amerikafahrer“ gedruckt und vor wenigen Jahren noch neu aufgelegt. Aber neben dem „Jürnjakob Swehn“ mit seinen 540 000 gedruckten Exemplaren liegt Möne Markow heute gerade im 18. Tausend vor. Die Kraft des Wortes, die Zeichnung der Charaktere und die plastische Schilderung aus der Feder des Johannes Gillhoff treten nur in den relativ kurzen Teilen hervor, die er selbst geschrieben hatte. Theodor Gillhoff hat zwar brave Zwischentexte verfaßt — aber die Figur des Möne Markow hat nicht annähernd die vitale Kraft und die naive Gläubigkeit des Jürnjakob Swehn. Trotzdem finden sich lebendige und überzeugende Partien auch in diesem Buch, wie etwa diese im Anfang des Werkes:

Das Dorf Warkenthin liegt in der „griesen Gegend“ im Südwesten von Mecklenburg, und in trockenen Jahren geht mehr Wind unter den Kühen durch als den Bauern lieb ist.

„Hat der Doktor euren Kühen Bewegung verordnet, oder gehen sie doch man so en büschen spazieren auf dem kahlen Dreesch?“ Also sprach Lickefett, der Güterauschlächter aus der Hintersandpropstei, zum Schulzen, der ihm am Kreuzweg begegnete, als sich sein Rößlein festgefahren hatte im mahlenden Sand.

Darauf der Schulze gelassen erwiderte: „Wenn di dat hier nich gefällt, denn deihst du am besten, wenn du glieks wedder ümkiehrst. Wi bruken di hier nich, un wi denken von de Slag Lüüd, tau dei du hürst, grad so väl as von den Dreck, den wi up de Dörpstraat mit de Schüpp tausamenkratzen.“

So sprach der Schulze, denn er hielt in seinem Dorf auf Sauberkeit „binnen un buten“, und seine Bilder und Gleichnisse entnahm er mit Vorliebe dem Dorfleben — in besonderen Fällen auch dem, was Kühe und Pferde aus purer Unbedachtsamkeit auf die Dorfstraße fallen ließen; darum waren sie auch von sinnfälliger Kraft. Und der Hintersandpropsteier war ein Mann von Verständnis. Er zog den Kopf zwischen die Schultern und verschwand mit seinem braunen Rößlein ohne weitere Bemerkung hinter den Sandhügeln. Nur ein ganz dummerhaftiges Kalb blökte ihm nach.

Nach diesem Schnappschuß aus der Heimat beider Gillhoffs, der griesen Gegend Mecklenburgs, nun ein Ausschnitt, der sich mit der neuen Heimat des Pastors Möne Markow beschäftigt, mit der Mecklenburger-Siedlung drüben in den Vereinigten Staaten.

Die alte Frau Reinert war im Nebenberuf eine von der ganzen Gemeinde hochgeschätzte Dichterin, und wer zu einem Geburtstag oder zu Neujahr oder zu sonst einer Gelegenheit einige wohlgemeinte und schlechtgereimte Verse benötigte, wandte sich an sie, und sie war jederzeit willig, ihren Dichterquell fließen zu lassen. Sie tat es billig. Der erste Vers kostete 25 Cents und jeder folgende 10 Cents mehr. Dagegen war nichts einzuwenden; sie übervorteilte keinen. Heute übertraf sie sich selber. Sie las den Frauen ein eigens für Pastor Markow bestimmtes Gedicht vor und überreichte es ihm dann als teures Andenken mit der Bemerkung:

„Dat kost't nix, Herr Pastor!“

Der besonders gut gelungene Schlußvers lautete:

„Unser Pastor hat ein gutes Herz
und macht uns niemals keinen Schmerz.
Er predigt immer des Sonntags früh,
und die Predigt macht ihm nicht viel Müh'.
Wir bezahlen ihn gut davor,
nicht wahr, Herr Pastor?“

Der Pastor steckte das wertvolle Schriftstück mit Dank in die Brusttasche, und dabei glitt ein schwer zu deutendes Schmunzeln über sein Gesicht. Möne konnte so herzlich lachen, aber diesmal blieb es bei einem etwas erzwungenen Lächeln; denn mit der „guten Bezahlung“ sah es einigermassen windig aus. Während der Jahre seit seiner Ankunft in Springdale war alles und jedes merklich im Preis gestiegen, aber sein Gehalt war dasselbe geblieben. Es reichte zur Not für Kleider und Schuh' und Essen und Trinken; aber damit hörte es auch auf, zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig.

Wenn also auch die faszinierende sprachliche Kraft des Jürnjakob Swehn nur selten zum Tragen kommt in diesem posthumen Buch — eines hat auch der Bruder und Bearbeiter herausgearbeitet: die Heimatliebe des Johannes Gillhoff. So heißt es schon im Anfang des Buches, das übrigens „der Heimat“ gewidmet ist, über den Titelhelden:

„Dies ist die Geschichte von Möne Markow, dem einzigen und spätgeborenen Sohn des Erbschmiedes Hinnerk Markow im Ausbau Immenkath bei Warkenthin. Er stand an seines Vaters Amboß und lernte ein gut Teil von dem fleißigen und werkkundigen Manne. Später ging er und suchte seinen eigenen Weg, wie Menschenkinder zu tun pflegen. Seines Lebens Wanderstab und seines geistlichen Amtes Hirtenstab legte er nieder in Buffalo Heights, fern im Mittelwesten der Vereinigten Staaten, dort, wo Ahorn, Eiche und Douglasfichte im Nordwinde rauschen. Er ward abberufen aus dieser Zeitlichkeit im Jahre 1918, als in Europa die Ströme roten Blutes versiegt. Sein Weg ging durch viel Arbeit, Mühsal und Unruhe, aber sein Ende war das der Gerechten. Er hatte seine Heimat verlassen; aber er vergaß ihrer nicht im fremden Land.“

An diesem Buch über den Pastor Möne Markow also arbeitete Johannes Gillhoff in den letzten Jahren seines Lebens — und daneben lief die Herausgabe seiner „Mecklenburgischen Monatshefte“ sowie die kaum noch überschaubare Korrespondenz. So hatte Gillhoff auch nach seiner Pensionierung kein ruhigeres Leben als zuvor. Erst als er Ende des Jahres 1928 mit einem langwierigen, unheilbaren Krebsleiden in das Krankenhaus zu Parchim gebracht wurde, mußte er mehr und mehr von seinen Pflichten an seine Mitarbeiter abgeben. Trotzdem arbeitete er weiter, wie einer seiner Freunde es beschrieb:

„Fast allwöchentlich habe ich ihn die dreizehn Monate hindurch im Parchimer Krankenhaus aufgesucht, wo Arzt und Schwestern ihn liebevoll betreuten. In den ersten Monaten traf ich ihn stets im Bett an. Später pflegte er nachmittags einige Stunden neben dem Bett zu sitzen. Vor ihm auf einem Tisch wackelten Berge von Manuskripten und Büchern. Denn er war fleißig bis zuletzt, stand mit den Mitarbeitern der Monatshefte in Briefwechsel und glaubte, jede Ablehnung einer Arbeit brieflich begründen zu müssen.“

Noch im März 1929, als er schon länger als ein Vierteljahr im Krankenhaus lag, schrieb er in einem Brief voll melancholischer Ironie:

„Draußen will's Frühling werden, sagt man. Ach ja, das ist ja wohl die Zeit, da die Halbstarcken wieder anfangen, Herz auf Schmerz, Liebe auf Triebe, Brust auf Lust zu reimen, — die Zeit, da Nachtigallen und andere Vögel von geringem Schlachtwert in den Büschen herumgrölen, — die Zeit, in der Veilchen und anderes Gemüse von geringem Nährwert beziehungsweise voll sprießen und die Kälber hinten ausschlagen, weil sie's nach vorn nicht können. Ja, die Zeit ist es . . .“

Aber Gillhoff hatte auch in den dunkelsten Stunden seines Krankenlagers einen starken Trost in seinem Glauben. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er noch im Krankenzimmer eine Reihe von Sätzen auf lose Blätter — hastig hingeworfen . . .

„Trösterin Erinnerung, licht und freundlich vor die Seele tretend! Alles andere ist uns geraubt. Kein Gruß erreicht mehr den stillen Schläfer. Kein Wort spricht von Seele zu Seele, kein Blick, kein Händedruck von einem Herzen zum anderen. Aber Erinnerung ist Trösterin und Künstlerin, die mit leiser Hand über Gräber streicht und Unebenheiten ausgleicht. Ist sie die einzige Trösterin? Ist das wahrer Trost an den stillen Hügeln? — All unser Erinnern ist nur nachleuchtende Abenddämmerung vor der Nacht des Vergessens, versagender Versuch einer Abwehr der tiefen Trostlosigkeit und Tragik des Sterbens und Vergessenwerdens. — Und doch! Sieghaft aufleuchtend das Wort wahren Trostes: ‚Ich werde seinen Namen nicht tilgen aus dem Buch des Lebens‘, Offenbarung 3, Vers 5. Und die Bitte: ‚Schreib meinen Namen aufs beste ins Buch des Lebens ein!‘“.

Der damalige Arzt des Parchimer Krankenhauses, Dr. Methge, erinnert sich in dem schon erwähnten Gillhoff-Buch Friedrich Grieses:

„Die Tage wurden Johannes Gillhoff nicht lang; er kannte das Heilmittel gegen Kummer und verstand es anzuwenden. Ich kann ihn mir kaum anders vorstellen als vergraben hinter Schriftstücken und Büchern, als lesend oder schreibend, als schaffend für seine geliebten ‚Mecklenburgischen Monatshefte‘ oder besorgt um seinen Schriftwechsel mit dem Lande oder den überseeischen Landsleuten. Und — war es eine letzte Gabe des Geschicks an ihn oder ein Sieg seiner Geisteskräfte über dies Geschick? — wie unfehlbar sicher ihn das Morphinum bis an das Lebensende Schmerzen nicht spüren ließ, so klar und unbeeinflußt von dem Gift blieb sein Geist. Wohl bekümmerte es ihn, daß er bei fortschreitender Unbehilflichkeit und zunehmender körperlicher Schwäche nicht mehr aufsitzen konnte; so erledigte er die Arbeit im Bett.“

Und Dr. Methge schließt seinen Erinnerungsbericht mit größter Hochachtung:

„Johannes Gillhoff hat seinen Landsleuten, buten un binnen, viel gegeben. Uns hat er eins gegeben, was wir noch nie sahen und wohl nie wieder sehen werden: das Beispiel, wie man den Tod durch Arbeit überwindet.“

Am 16. Januar 1930 starb Johannes Gillhoff und wurde am 20. Januar beerdigt. Am Grabe rief ihm der Ludwigsuster Pastor Rugenstein nach:

„Er ging einsam seinen Weg, er trug tiefes Leid, sein prächtiger Humor konnte nicht darüber hinwegtäuschen. Seine Tränen hat niemand gesehen, Mannestränen fließen nach innen. Seine Sorge um unser Volk, seine Heimatliebe, seine Gottesfurcht — das war der Boden, auf dem eine gute Saat wuchs, die reiche Garben brachte. Sie sind zusammengebunden in seinem Buche, ein ganzes Fuder voll; schwere Garben! Und es ist Brotkorn in den Ähren!“

Klaus Albrecht, der nach dem Tode von Johannes Gillhoff dessen Wesen und Wirken in einem ausführlichen Nachruf untersuchte, faßte das Lebenswerk Gillhoffs so zusammen:

„Seine klugen Forschungserkenntnisse, die Fülle seiner Nebenfiguren, die quellende Lebensnähe seiner Dialoge, sie werden um nichts mehr vermehrt werden. Die letzte Arbeit, welche von ihm veröffentlicht wurde, heißt ‚Zum Totensonntag‘. Die letzte Aufzeichnung auf dem Sterbelager spricht in apokalyptischen Worten von der Erinnerung. Der alte Schreibersmann ist nun für immer verstummt. Er setzte einen waagerechten Strich unter sein Lebenswerk, schloß sein Büchlein und sprach:

‚Wer süß noch wat weiten will, möt en Annern fragen.““.

Oder er muß Johannes Gillhoff in seinen Büchern fragen! Denn sie zeugen am deutlichsten von seinem Wesen — alle seine Bücher und Geschichten und ganz besonders eben der prachtvolle Briefroman von Jürnjakob Swehn, dem Amerikafahrer, der aus dem alten Land-Ein kam — dem Lande Mecklenburg.

Das Bauerndorf Brook in vorgeschichtlicher Zeit

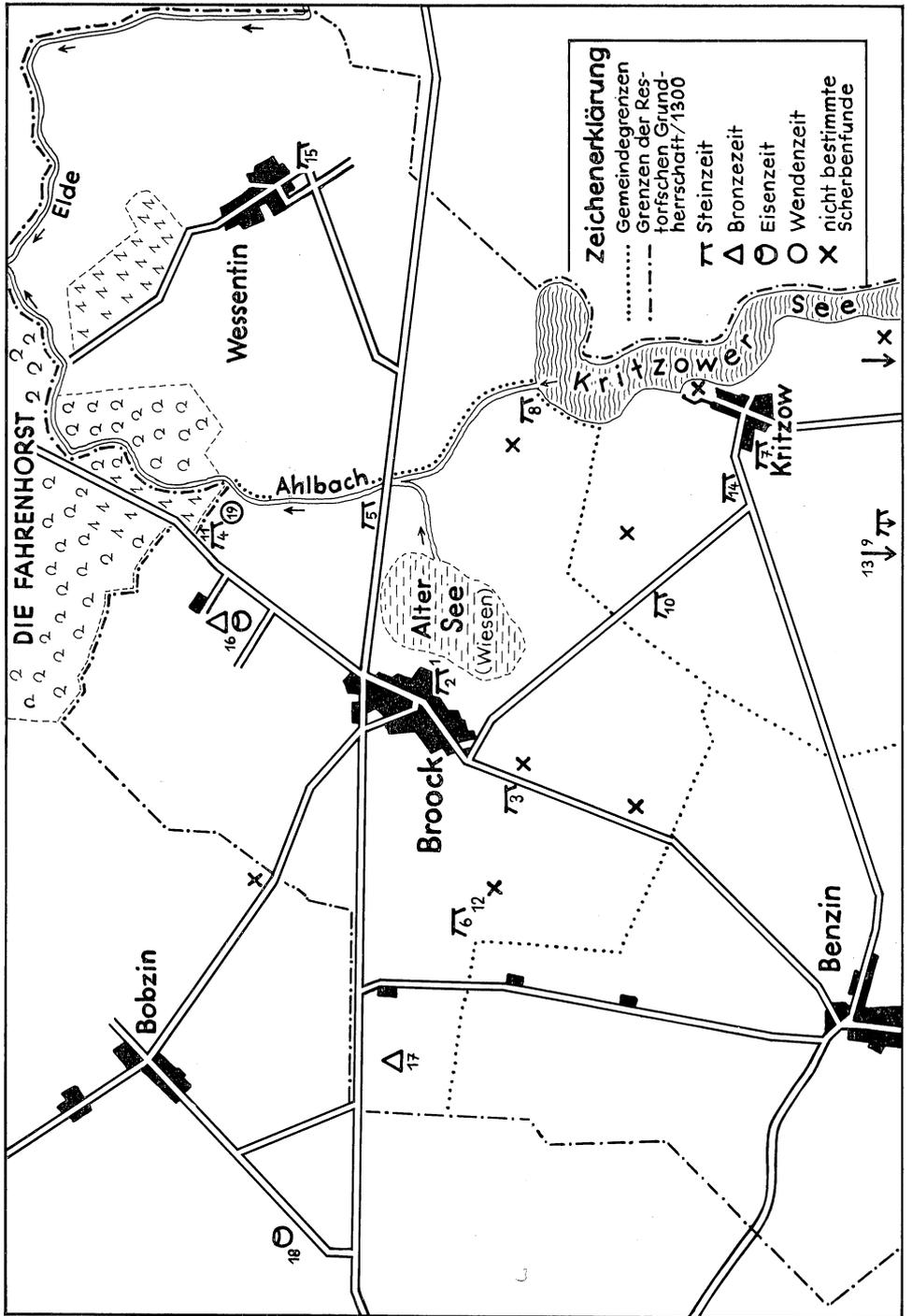
Von Ulrich A b r a h a m

Die ältesten Quellen für die Besiedlung eines Landes sind die Bodenfunde. Sie sprechen bei dem heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung für den Kenner eine beredete Sprache und geben uns Aufschluß über die Menschen, die einst in grauer Vorzeit ein Gebiet bewohnt haben. Solche prähistorischen Funde sind auf der Broocker Feldmark und den angrenzenden Dorffluren in großer Menge zu verzeichnen. Ihre archäologische Bestimmung verdanke ich dem längst verstorbenen Studienrat Dr. Julius Becker, dessen Hilfe erst die Auswertung des reichen Materials ermöglichte.

Unter den verschiedenen Fundstücken befindet sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Steingeräten. Sie gehören alle der jüngeren Steinzeit an, die man etwa von 4000 bis 2000 vor unserer Zeitrechnung ansetzt. Demnach ist die Broocker Feldmark nachweisbar seit über 5000 Jahren von Menschen bewohnt. Sämtliche steinzeitlichen Funde sind auf den leichteren Böden der Dorfflur gemacht worden. Auffallend ist die Häufung der Funde an der Westseite des Krützower Sees und des Aalbaches (7-8-5-4) in fast gleichen Abständen von gut einem Kilometer. Bemerkenswert ist auch die Anzahl der Funde. Im ganzen wurden in den Jahren 1933 bis 1937 in Broock und seiner weiteren Umgebung 3 Steinäxte (1-2-3), 4 Beile (4-5-6-7), 2 Meißel (8-9), 3 Messer (10-11-12), auch Rückenschaber genannt, 2 Lanzen spitzen (13-14), eine Hacke (15) und eine Klinge, deren Fundort nicht bekannt ist, geborgen. Unter den Steinäxten ist als besonders gutes Stück die am Benziner Weg gefundene Streitaxt (3) zu erwähnen, die nach Becker der jungsteinzeitlichen Einzelgrabkultur zuzurechnen ist. Ergänzend ist in diesem Zusammenhang eine große Steingrabkammer in der Schlemminer Forst zu nennen, die zusammen mit den aufgezählten Funden auf eine verhältnismäßig starke Siedlungsdichte des Broocker Raumes in der jüngeren Steinzeit schließen lassen dürfte.

Weniger zahlreich, aber keineswegs unbedeutend sind die Funde aus der Bronzezeit. Abgesehen von kaum nennenswerten einzelnen bronzezeitlichen Scherben und einem bronzezeitlichen Urnenfeld (16), das zum Teil schon der frühen Eisenzeit zugerechnet werden kann, ist nur ein wirklich beachtlicher Fund aus diesem Zeitabschnitt auf der Broocker Feldmark gemacht worden¹⁾. Im Juli 1890 wurde etwa 2 km westlich von Broock und 250 m südlich der Straße nach Lübz ein reich verziertes Bronzebecken (17) gefunden, dessen obere Öffnung einen Durchmesser von 23 cm hat. In diesem Becken befanden sich ein kleines Hängegefäß, ein Gürtelzierat, eine kleine Schale aus Bronzeblech, zwei Spiralarmbänder, drei Halsringe, die Nadel einer Fibel, ein Doppelknopf, drei längliche Stücke Bronzeblech und schließlich ein Tüllenbeil als einziges Nutzgerät des Fundes. Beide Gefäße sind Hängebecken, die wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Schmuckgegenständen gedient haben und als Zeichen einer hochstehenden Kultur sicherlich nicht falsch gedeutet werden.

Seinen besonderen Wert erhält dieser Fund durch das glückliche Zusammentreffen von zwei verschiedenen Techniken, die uns über die Handelsbeziehungen dieser Zeit Aufschluß geben. Unter den Gefäßen befinden sich zwar, die dieselben Ornamente aufweisen, sich jedoch in ihrer Herstellungsweise voneinander unterscheiden. Während der Gürtelzierat, im Jahrbuch als „glockenförmige Handhabe“ bezeichnet, getriebene Ornamente aufweist, sind die Ornamente bei der Schale gegossen. Da nun für die jüngere Bronzezeit ein Import getriebener Bronze geräte nachgewiesen ist²⁾, im Norden jedoch der Guß allgemein gebräuchlich war, ergibt sich aus diesem Fund, daß man hierzulande die südlichen Bronzen in der dem Norden eigenen Technik nachgebildet hat, soweit man eben nicht eigene Formen und Ornamente verwertete.



Der Fund als Ganzes wird als „Verwahrfund“ bezeichnet. In vielen Fällen handelt es sich dabei um wertvolle Stücke, die man in Notzeiten versteckte, um sie fremden Zugriffen zu entziehen. Ähnliche, wenn auch nicht so prachtvolle Funde wurden bei Karbow und Retzow gemacht.

Ferner sind in der weiteren Umgebung von Broock aus jener Zeit noch drei Kegelgräber erhalten. Am Wege von Lübz nach Kreien wurde im Jahre 1934 ein bronzezeitlicher Grabhügel freigelegt, der außerordentlich reich an Beigaben war. Weiter liegen südlich von Broock an dem Wege nach Retzow zwei Kegelgräber, ebenfalls markante Wahrzeichen der Totenehrung aus jenen Tagen.

Die hohe Kultur der Bronzezeit begann nach der Jahrtausendwende vor Christo allmählich abzusterben. Die Einfuhr der Bronze ließ nach. Langsam drang dafür das Eisen, nach dem die neue Periode ihren Namen erhalten hat, in das Land. In dem Broocker Raum sind die Funde aus dieser Zeit spärlich. Eine Lanzenspitze aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. ist das einzige eisenzeitliche Stück, das bei Baggerarbeiten nicht weit von Barkow gefunden worden ist. Sie stellt jene typische, von den Germanen gebrauchte Waffe der römischen Kaiserzeit dar. Speere mit solcher schmalen, kurzen Eisenspitze wurden nach Tacitus von unseren Vorfahren als sehr handliche Waffe im Nah- wie im Fernkampf gebraucht³⁾.

Häufiger sind dagegen Scherbenfunde aus diesem Zeitabschnitt. Sie sind durchweg die Reste zerstörter Urnenfelder. Das bei der Hufe Engel zerpflügte Urnenfeld (16) enthält, soweit sich nach den wenigen Einzelstücken von Becker feststellen ließ, Scherben aus der Wende von der Bronze- zur Eisenzeit. Ein zweites Urnenfeld liegt außerhalb der Broocker Dorfgemarkung. Es befindet sich westlich des Bobziner Dammes, etwa 120 m von der Abzweigung des Dammes von der Lübzener Chaussee (18). Auch hier war eine endgültige Bestimmung nicht mehr möglich, da die einzelnen recht kleinen Scherben kein eindeutiges Bild der zerstörten Urnen ergaben. Becker schrieb dazu: „Es ist nicht sicher, ob alle Scherben zeitlich zusammenfallen. Die rädchenverzierten gehören den ersten beiden Jahrhunderten der nachchristlichen Zeit an. Die anderen sind auch eisenzeitlich, scheinen z. T. aber etwas älter zu sein.“

Zusammenfassend ergibt sich, daß eine mehr oder minder ununterbrochene Besiedlung des Broocker Raumes von der jüngeren Steinzeit bis mindestens 200 n. Chr. festzustellen ist. Die verschiedensten Funde aus allen Perioden dieser Zeit auf dem sehr eng begrenzten Gebiet einer einzigen Dorfgemarkung und ihrer nächsten Umgebung sprechen eine allzu deutliche Sprache dafür.

Bezeichnenderweise fehlen für die folgende Zeit der nächsten Jahrhunderte alle Spuren einer weiter bestehenden Besiedlung der Broocker Dorfflur. Untersuchungen östlich des Ratzeburger Sees und im Gebiet östlich der Kieler Förde haben ergeben, „daß das Land nach einer Besiedlung in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten vor dem Eindringen der Slawen verödete und sich mit Wald bestockte“⁴⁾. Dieses Bild dürfte auch für den Broocker Raum zutreffen. Auch er wird in jener Zeit von der großen Welle der Völkerwanderung erfaßt sein, die die alteingesessene germanische Bevölkerung, von wenigen Resten vielleicht abgesehen, aus ihren angestammten Sitzen fortgeführt hat und so ein fast gänzlich verlassenes, ödes Land für eine längere Zeit zurückließ.

Wohl erst allmählich rückte in diesen leeren Raum ein fremdes Volk, die Wenden, ein und nahm von den weiten Strecken des Landes Besitz. Für Broock ist aus dieser ganzen Zeit außer zwei kleinen, südlich der Elde gelegenen Ringwällen nur ein einziger Fund bekannt (19). In der nordöstlichen Ecke der Feldmark, die von der Fahrenhorst und dem Aalbach gebildet wird, sind eine Menge Scherben wendischer Gebrauchsgefäße gefunden worden. Dieser Umstand wie die Feststellung von Brandstellen lassen hier eine wendische Ortschaft vermuten, für die auch die Lage am Wasser und der sandige Boden sprechen. Die Bevorzugung des Fischfangs und die recht einfache Ackerwirtschaft gaben den Ausschlag für die Siedlung.

Bemerkenswert ist noch der Umstand, daß in unmittelbarer Nachbarschaft dieser mutmaßlich wendischen Dorfstätte ein Steinbeil und ein sichelförmiges Steinmesser (4 und 11) gefunden worden sind. Die Frage stellt sich, ob hier zwei völlig voneinander unabhängige Siedlungen, die durch einen Zeitraum von über 3000 Jahren getrennt sind, an derselben Stelle gelegen haben.

Außer der wendischen Siedlungsstätte waren bereits die beiden slawischen Ringwälle genannt. Sie liegen diesseits, etwa 2,5 km nördlich der erwähnten Fundstelle. Ihre Lage in den unzugänglichen Flußniederungen weist auf ihren Charakter als Fliehburgen hin. Schließen wir von diesen befestigten Plätzen, die in Kriegszeiten Frauen und Kinder aufnehmen sollten⁵⁾, auf die Bevölkerungsdichte, so ergibt sich, daß die Gegend von Broock während der Wendenzeit verhältnismäßig dünn besiedelt gewesen sein muß. Diesen archäologischen Befund bestätigt die erste schriftliche Nachricht über diese Gegend. Die Besiedlungsurkunde für das Parchimer Land⁶⁾ nennt das Gebiet öde, unwegsam und dem Götzendienste geweiht. Mit der darauf folgenden wirtschaftlichen und kulturellen Erschließung der terra Parchim durch deutsche Siedler rückte dann auch der Broocker Raum in das hellere Licht der Geschichte, womit die jahrtausendealte Periode der Vorgeschichte ihren Abschluß fand.

Anmerkungen:

1) Mecklenburgisches Jahrbuch, Jahrgang 61, 1896, S. 220 ff.

2) dasselbe, Jahrgang 47, S. 288.

3) Tacitus, „Germania“, cap. VI.

4) Jankuhn, H.: „Die Frühgeschichte — Vom Ausgang der Völkerwanderung bis zum Ende der Wikingerzeit“, Bd. 3 der „Geschichte Schleswig-Holsteins“, Neumünster 1957, S. 112.

5) Helmold von Bosau, „Slawenchronik“, cap. 109.

6) Mecklenburgisches Urkundenbuch, Bd. I, Nr. 319.

Der Segen Gottes ruht auf allen,
die freudigen Mutes sind,
die das Leben lieben und arbeiten.

Johannes Gillhoff

Eigene Wortspiele der deutschen Shakespeare-Übersetzer

Eine Stilbetrachtung von Hans Georg Heun

Für die Sprache der englischen Renaissance ist das Wortspiel als besonderes Stilphänomen charakteristisch. Es ist im schriftlichen Ausdruck ebenso beliebt wie in der mündlichen Unterhaltung. Das Vergnügen am play on words teilt Shakespeare mit seinen Zeitgenossen; es ist geradezu eine nicht zu übersehende Eigenart seiner Sprache. In seinen Dramen, Epen und lyrischen Gedichten begegnen wir immer wieder Wortspielen mannigfacher Art auf allen Stilebenen. Im Deutschen bedienen wir uns wohl in der Sprache des Alltags dieses Stilmittels, z. B. auf dem Felde der Reklame, doch in der Literatur unserer Dichter und Schriftsteller spielt es von jeher bloß eine kleine Rolle, von Ausnahmen abgesehen: Fischart, Abraham a Santa Clara, Jean Paul, Brentano, Morgenstern u. a. Stilistiken des Deutschen behandeln diese Eigenheit des sprachlichen Ausdrucks nur in bescheidenem Ausmaß. Wer steht nun unter den Autoren, die dafür zitiert werden, in vorderster Reihe? — Shakespeare! Das Englische bietet mit seinen zahlreichen gleichlautenden Wörtern in übereinstimmender oder abweichender Schreibweise bei unterschiedlicher Bedeutung sehr viel mehr Gelegenheit für Sinn- und Klangspiele aller Art als unsere Sprache. Bei der großen Beliebtheit des Wortspiels bei Shakespeare und dem im Vergleich dazu selteneren Auftreten in der deutschen Literatur muß gefragt werden: Soll eine so bezeichnende sprachliche Besonderheit des englischen Dramatikers, die im Deutschen als Stilmittel geringer bewertet wird, von den Übersetzern aufgenommen werden? Oder sollen die plays on words — was vor allem für Rudolf Alexander Schröders ¹⁾ Ausdrucksweise charakteristisch ist — notfalls unter Einsatz aller geeigneten sprachlichen und stilistischen Möglichkeiten des Deutschen nachgebildet werden? Diese Fragen werden seit Wielands ²⁾ Kritik, der Shakespeares Wortspiele als zeitgeschichtlich bedingte stilistische Eigenheiten nur in beschränktem Maße überträgt, bis auf den heutigen Tag immer wieder aufgeworfen und unterschiedlich beantwortet. In der Wiedergabe der Wortspiele, insbesondere der ausgesprochen obszönen, üben die älteren Übersetzer mehr Zurückhaltung als ihre Nachfolger, die Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, die nach der Schlegel-Tieckschen Übersetzung eine neue Verdeutschung unternehmen (Ernst Ortlepp u. a.), und die Vertreter des „deutschen Shakespeare“ unseres Jahrhunderts.

Trotz angestrebter Bemühungen um die klang- und sinngerechte Überführung der plays on words ins Deutsche stoßen die Autoren nicht selten auf unübersteigbare Schranken, so daß sie resignieren und die Wortspiele auslassen oder sie durch bloße inhaltsbezogene Aussagen ohne Spiel ersetzen. Wenn sie sich aber zu dem Versuch einer eigenen Gestaltung entschließen, kann es auf verschiedene Weise geschehen. So wählen die Übersetzer etwa ein andersartiges Spiel (Klangspiel bzw. Sinnspiel) für das play on words des Originals, oder sie sind genötigt, ein inhaltlich verändertes Äquivalent zu bilden, das sich an das eine oder andere Wort des Ausgangstextes anlehnt. Die Grenzen sind hier fließend. Gelegentlich ziehen die Übersetzer eine inhaltliche Neugestaltung des Textes vor, die mit Shakespeares Aussage nur noch die äußere Form des Wortspiels gemein hat. Darüber hinaus treten die eigenen Wortspiele des Übersetzers auch dort auf, wo eine form- oder sinnentsprechende Wiedergabe durchaus zu bewerkstelligen wäre. Um eine ausgesprochen individuelle Lösung des Problems ist einer der jüngsten Shakespeare-Übersetzer bemüht: Erich Fried ist darauf aus, „etwas freier, dafür aber so scharf *pointiert* wie das Original zu übersetzen“³⁾. Mitunter führt das Vergnügen der Übersetzer an diesem Stilphänomen sie dazu, Shakespeares Spiele im Deutschen noch zu erweitern oder eigene zu bilden an Stellen, wo im Original keine vorhanden sind. All diese Erscheinungen sind von Wielands Unternehmen bis zu den Übertragungen der Gegenwart durchgehend zu beobachten. Aus reiner Freude am Spiel werden sie hervorgerufen und sind ein sprechendes Zeugnis für die Einwirkung von

Shakespeares Stil auf seine deutschen Vermittler. Welcher Weg der Übernahme von playwords im Einzelfall beschritten wird, hängt von der Einstellung der Übersetzer zu ihrer Aufgabe ab, ihrem dichterischen und schriftstellerischen Können und ihrem persönlichen Stilgefühl.

Die mannigfachen Formen der im Deutschen geschaffenen Wortspiele werden – soweit das bearbeitete Material Belege bietet – in der folgenden Interpretation der ausgewählten Texte durch eine Gegenüberstellung mit nahezu wörtlichen oder klang- bzw. sinntsprechenden Gegenwerten dargeboten. Soweit es sich in den engen Grenzen des behandelten Gegenstandes erkennbar machen läßt, fällt wohl auch einmal ein Schlaglicht auf die unterschiedlichen Stilgebungen Shakespeares und seiner deutschen Übersetzer. Bezeichnend für Shakespeares Sprache ist der Reichtum an Stilfiguren aller Art wie Alliterationen, Anaphern, Assonanzen, Reimen, Wiederholungen u. a. Sein Wohlgefallen am Spiel mit Wortklängen findet in der lebhaften Verwendung dieser „poetisch-musikalischen Sprachfiguren“ beredten Ausdruck.

Im Kaufmann von Venedig sagt Portia bei der Ankunft ihres siebenten Freiers zu ihrer Gesellschafterin Nerissa:

if he have the condition of a saint and the complexion of a devil, I had rather he should shrive me than wive me. I 2. 142 ff. ⁴⁾

Rudolf Schaller übersetzt diesen Prosatext nahezu wörtlich:

wenn er den Charakter eines Heiligen und die Farbe eines Teufels hat, dann wollte ich lieber, daß er mir die Beichte abnähme, als daß er mich zum Weibe nähme. ⁵⁾

Weiter von der Aussage des Originals entfernen sich die Versionen Hans Rothes und Schlegels:

Rothe: Aber er hat die Farbe des Teufels! und wäre er von Gemüt ein Heiliger: er dürfte mich segnen, und mir nie mehr begegnen! ⁶⁾

Schlegel: Hat er das Gemüt eines Heiligen und das Geblüt eines Teufels, so wollte ich lieber, er weihte mich, als er freite mich.

Die Fassung Schlegels hebt sich von den übrigen zitierten durch die stärkere Beachtung der Klangspiele des Ausgangstextes ab: Der Reim 'shrive : wive' wird inhaltlich abgewandelt, aber lautgerecht durch „weihte : freite“ ersetzt, das alliterierend-asonierende Präfixspiel 'condition : complexion', das Rothe und Schaller unberücksichtigt lassen, durch den Binnenreim „Gemüt : Geblüt“.

Desdemona fragt ihre Kammerfrau Emilia, ob sie instande wäre, ihren Mann mit einem Liebhaber zu betrügen:

Wouldst thou do such a deed for all the world?

Darauf antwortet Emilia leichtfertig in einer gereimten Antithese:

The world's a huge thing; It is a great price
For a small vice.

Othello IV 3. 68 ff.

Die wörtliche Übersetzung, die Ernst Ortlepp vorlegt, muß auf den Reim verzichten:

Die Welt ist groß: sie wär' ein hoher Preis
Für ein gering Vergehn. ⁷⁾

Die Übersetzer, die den Klang zu bewahren suchen, behelfen sich mit eigenen Reimwörtern, von denen eins das entsprechende englische Wort annähernd sinngleich verdeutscht. Baudissin und Schaller lassen den Gegenwert für ‚great‘, also „groß“ als Reim fungieren, während Fried ein Flickwort an dieser Stelle einsetzt:

Baudissin:

Die Welt ist mächtig weit; der Lohn wär' groß,
Klein der Verstoß.

Schaller:

Die Welt ist mächtig weit; der Preis ist groß,
Klein der Verstoß.

Fried:

Die Welt ist riesig groß. Das wäre schon
Für eine kleine Sünd' ein großer Lohn. ⁸⁾

Von betonter Eigenart ist die Version Schröders, der freie deutsche Gegenwerte für 'a great price' und 'a small vice' ausfindig macht:

Die Welt, die ganze? – Für ein schwach Gewissen
Ein großer Bissen. ⁹⁾

Lord Camillo gesteht der umschwärmten Königstochter Perdita in einer Schäferszene des *Wintermärchens*:

I should leave grazing, were I of your flock,
And only live by gazing. IV 4. 108 f.

Dorothea Tieck:

Wär' ich aus deiner Herd', ich ließ die Fluren
Und lebte nur vom Schauen. (IV 3!)

Shakespeares realistische Wendung 'leave grazing' wandelt die Übersetzerin poetisch um: „ließ die Fluren“. Dabei geht das Reimspiel des Originals verloren, und lediglich der Stabreim bleibt.

Im Gegensatz zu dem Text der Übersetzerin gibt es Versionen, die den Spielcharakter von Camillos Bemerkung stärker wahren, allerdings in eigenen Klangfiguren und auf Kosten inhaltlicher Genauigkeit:

Wilhelm Lampadius:

Wär ich in eurer Herd', ich ließ die Weide
Und weidete mich nur an euch. (IV 3!)

R. A. Schröder:

Wär ich ein Lamm, vergäß vor deinem Aug
Ich meiner Au. (IV 3!)

Hamlet kritisiert das übertriebene Spiel mancher Schauspieler in ihren leidenschaftlichen Ausbrüchen:

it out-herods Herod. III 2. 16.

Friedrich Köhler und Levin L. Schücking ahmen diese figura etymologica nach: „es überherodest den Herodes“.

Daß Sinn und Klang in der Ausgangssprache und der Zielsprache sich annähernd decken wie hier, kommt selten vor. Theodor Fontane greift in seiner Übertragung die Person des Schauspielers unmittelbar an: „der... den Herodes überherodest“. ¹⁰⁾ Fried gestaltet diese Wendung unter Zuhilfenahme eines eigens dafür gebauten Präfixkompositums: das überrodet den Herodes.

Diese Umbildung steht ganz im Einklang mit der eingangs dargelegten Einstellung ihres Schöpfers zur Behandlung von Shakespeares Wortspielen in seinen Übersetzungen. Schlegel scheut offensichtlich die enge Anlehnung an das Original und zieht eine eigene Gestaltung der etymologischen Figur vor, die Schaller dann übernommen hat: es übertyrant den Tyrannen.

Verben mit dem Präfix out – in der Bedeutung über – sind in Shakespeares Sprache nicht ungewöhnlich. Sie regieren häufig ein etymologisch entsprechendes Substantiv als Objekt. Als Beispiel kann die Charakteristik des eitlen Wichtigtuers Parolles in dem Lustspiel *Ende gut, alles gut* dienen:

He hath out-villained villany IV. 3. 305.

Die folgenden Übersetzungen wenden Parolles' Untugend stärker ins Persönliche:
Baudissin: Er hat den Schuft so überschuftet.

Theodor Oelckers: Er ist ein ausbündiger Vagabund.

In Anlehnung an solche Wortbildungen hat Fontane in einer seiner viel gerühmten Theaterkritiken ein inhaltlich und stilistisch vergleichbares Kompositum geschaffen. In der Besprechung einer Aufführung der Komödie *Was ihr wollt* charakterisiert er den Haushofmeister Malvolio: „In England wird diese Rolle von einem Heldenspieler gespielt, und das ist richtig... Als Malvolio überheldet dann, wie sich von selbst versteht, der Heldenspieler seinen Helden dermaßen, daß der komische Effekt geboren wird. So muß diese Rolle gespielt werden“⁴¹). Schwieriger ist die Gestaltung von homonymen Wortspielen (puns) im Deutschen, die sich auf gleichklingende Wörter unterschiedlicher Herkunft stützen. Diese puns sind im Englischen weit häufiger als in unserer Sprache und sind oft Homographen, d. h. stimmen im Schriftbild überein wie z. B. ‚neat‘ (= „Hornvieh“) und ‚neat‘ (= „schmuck“.) Mit diesen Wörtern treibt König Leontes im *Wintermärchen* sein Spiel, wenn er seinen kleinen Sohn Mamillius scherzend zurechtweist:

What, hast smutch'd thy nose? ...

We must be neat; not neat, but cleanly, captain:

And yet the steer, the heifer, and the calf,

Are all call'd neat.

I 2. 121 ff.

D. Tieck: Wie, die Nase schmutzig? — ...

Wir müssen schmuck sein, schmuck nicht, sondern rein;

Denn geht nicht Stier und Kalb und Kuh, ein jedes

Im Schmuck des Haupt's einher?

R. A. Schröder: Wie, die Nase rinnt? ...

Fein sauber, Fährdrich! Rindern rinnt's aus Maul

Und Nüstern. *Beiseit*. Wohl: der Stier, die Kuh, das Kalb

Sind Hörnerträger.

Neben den beiden etymologisch verschiedenen Wörtern gleichen Schriftbildes in Leontes' Bemerkung steht das Adjektiv ‚cleanly‘, das zwei Bedeutungen in sich schließt: „sauber“ (als Gegensatz zu „schmutzig“), zu dem Kinde gesprochen, und „keusch“ im Hinblick auf seine dabeistehende Gattin Hermione, die er zu Unrecht des Ehebruchs verdächtigt. Er fürchtet geradezu, „Hörner aufgesetzt zu bekommen“. D. Tieck begnügt sich in ihrem Äquivalent „schmuck“ für ‚neat‘ mit einem Wiederholungsspiel und deutet in der Antithese „schmuck nicht, sondern rein“ den zweischichtigen Sinngehalt bloß an, während R. A. Schröder den König eine anzügliche Bemerkung machen läßt. Auch formal gelangt er über die Übersetzerin hinaus. Die Glieder seiner Stabreimfolge: „rinnt, Rindern, rinnt's“ sind miteinander homonym verbunden.

In *Troilus und Cressida* schildert Pandarus seiner Nichte das Ideal eines Mannes überschwänglich durch die Aufzählung seiner guten Eigenschaften. Cressida verwirft ironisch diese übertriebenen Lobpreisungen:

Ay, a minced man: and then to be baked

with no date in the pie, for then the man's date's out.

I 2. 280 f.

Eine entsprechende deutsche Nachbildung des puns ‚date‘ (1. = Dattel zum Würzen der Pastete und 2. = Lebensalter) ist nicht möglich. Dafür bietet Baudissin ein selbstgefundenes homonymes Spiel, das Reime, Wiederholungen, Alliterationen und Assonanzen einbezieht:

O ja; ein Mengelmus von einem Manne, und so

in der Pastete gehackt und gebacken gibt's ein Mus

von lauter Mängeln.

Julius Cäsar enthält im Vergleich zu anderen Dramen Shakespeares nur wenig homonyme Wortspiele. Eins von ihnen ist ‚hart‘ (= Hirsch): ‚heart‘ (= Herz), was nur als Alliteration wiederzugeben ist. Kurz nach der Ermordung Cäsars klagt Marc Anton:

O world! thou wast the forest to this hart;
And this, indeed, O world! the heart of thee.
How like a deer, strucken by many princes,
dost thou here lie!

III 1. 207 ff.

Schlegel erweitert den in dem zweiten Vers wiederholten Klageruf ‚O world!‘ zu einem eigenen alliterierend-asonierenden Klangspiel „Welt: Wald: Welt: Wald: Wild“, das sich über drei Verse hin erstreckt:

O Welt! du warst der Wald für diesen Hirsch,
Und er, o Welt! war seines Waldes Stolz. —
Wie ähnlich einem Wild, von vielen Fürsten
Geschossen, liegst du hier!

Schaller und Fried stilisieren diesen Text durch weitere Stabreime, was bei letzterem auf Kosten des Rhythmus geht:

Schaller: O Welt, du warst der Wald für diesen Hirsch,
Und er — wahrhaftig, Welt! —, er war dein Herz.
Ganz wie ein Wild, erlegt von vielen Fürsten,
So liegst du hier!

Fried: O Welt, du warst der Forst für diesen Hirsch,
Und er der Fürst, dein Herz, Welt, drauf nun Frost fällt.
Nun, wie ein Wild, gefällt von vielen Fürsten,
Liegst du hier!

In einer heftigen Auseinandersetzung mit der Königinwitwe Elisabeth äußert der neue Thronfolger Richard III. beleidigt:

You speak as if that I had slain my cousins.

Darauf entgegnet Elisabeth:

Cousins, indeed; and by their uncle cozen'd
Of comfort, kingdom, kindred, freedom, life.

Richard III. IV 4.221 ff.

Schaller sucht dem pun ‚cousin‘ (= Vetter, Verwandter): ‚cozen'd (= betrogen um etw.) in einem Reimspiel mit etymologisch zusammengehörigen Wörtern Genüge zu leisten:

R.: Ihr sprecht, als sei ich ein Verwandtenmörder.
E.: Verwandt? Gewiß entwand ihr Oheim ihnen
Doch Freude, Reich, Familie, Freiheit, Leben.

Schlegel läßt die Gesprächspartner mit zwei Bedeutungen von „umbringen“ spielen:

R.: Ihr sprecht, als hätt' ich meine Vettern umgebracht.
E.: Wohl umgebracht! Du brachtest sie um alles:
Um Freude, Reich, Verwandte, Freiheit, Leben.

Dem homonymen Wortspiel nahe steht das Spiel mit Assonanzen (jingle), das auf dem gleichen oder ähnlichen Klang des Inlautvokals zweier oder mehrerer Wörter beruht. Sie stimmen im Schriftbild nur teilweise überein und sind nicht selten mit der Alliteration verbunden.

In der Komödie *Der Widerspenstigen Zähmung* will Baptista seine jüngere Tochter Bianca nicht vor ihrer älteren Schwester vermählen. Er legt den Bewerbern nahe, Katharina um ihre Hand zu bitten:

Leave shall you have to court her at your pleasure.

Gremio lehnt dieses Ansinnen ab:

To cart her rather: she's too rough for me. I 1.54 ff.

Das assonierende Wortspiel „court (= den Hof machen): cart (= zur Strafe) auf einen Wagen öffentlich ausstellen“ muß im Deutschen abgewandelt werden. Baudissin wählt ein Spiel mit dem Wort „frei“ und zwei dazugehörigen Verben:

B.: So steht's euch frei, nach Lust um sie zu frein.

G.: Befreit mich von d e m Frein, sie ist zu rauh.

Schaller arrangiert ein munteres Spiel mit drei Reimen unter Einbeziehung des Äquivalents für ‚rough‘:

B.: Mögt ihr . . .

Mit meinem Einverständnis um sie werben.

G.: Das Fell ihr lieber gerben, dieser Herben.

Rothe entschließt sich zu einem Sinnspiel:

B.: (Wenn einer von Ihnen Katharina liebt . . .) —
dürfen Sie sich um ihre Hand bemühen.

G.: Um ihre Hand? die sitzt mir etwas locker.

In einem anderen Frühwerk Shakespeares, *Die beiden Veroneser*, berichtet Valentin von seinem Freunde Proteus:

This is the gentleman I told your ladyship.

Had come along with me, but that his mistress

Did hold his eyes lock'd in her crystal looks.

II 4.87 ff.

Die meisten Übersetzer haben auf eine geeignete Wiedergabe des Wortspiels ‚lock'd: looks‘ verzichtet, während Fried mit einem Wiederholungsspiel zu ‚eyes: looks‘ eine Notlösung findet:

Dies, Fräulein, ist der Herr, von dem ich sagte,

Er wollt mit mir gehen, hätt nicht seine Dame

Sein Aug gebannt in ihres Augs Kristall.

Eine Lebensweisheit kleidet Shakespeare in das Gewand eines jingle:

Plenty and peace breeds cowards: hardness ever

Of hardiness is mother.

Cymbeline III 6. 21 f.

Sinnähnlich ist die deutsche Fassung von R. A. Schröder, der die Alliteration des Vordersatzes nachgestaltet und das jingle in die Wiederholung eines lautgerechten Epitethons umwandelt:

Reichtum und Ruhe machen feig; hart Leben

Zeugt harten Mut.

Fried setzt ‚Armut‘ an die Stelle von ‚hardness‘, bezieht ‚mother‘ (= Mutter) mit in seinen Text ein und verändert das aus zwei Wörtern bestehende jingle durch eine Folge von drei im Schriftbild übereinstimmenden Sprachelementen verschiedener Art in einem eigenen Spiel inhaltlich und formal:

Wohlstand und Frieden brüten Feigheit; Armut

Ist stets Mutter des Muts.

Kate hat nichts für Matrosen übrig, und die Seeleute nichts für das Mädchen Kate. Stephano singt in Shakespeares Romanze *Der Sturm*:

she had a tongue with a tang, Would cry to a sailor, Go hang!

II 2.52 f.

Reimnot zwingt die Übersetzer des Matrosenliedes zum Verzicht auf ein deutsches jingle dieser Art oder eine klangentsprechende Nachahmung.

Eigene Neubildungen des Wortspiels bei Schaller:

Sie ließ ihrer Zunge ganz frech freien Lauf

Und sagte zum Fahrensmann: Geh, häng dich auf.

und R. A. Schröder:

Die hat dir ein Mundwerk so scheel und schnell,
Schilt jeden Fahrensmann: Fahr zur Höll.¹²⁾

Werden zwei oder mehr Bedeutungen eines Wortes witzig einander gegenübergestellt, sprechen wir von einem semantischen Wortspiel (quibble).

Stephano, Trinculo und Caliban sind betrunken. Stephano ruft dem mißgestalteten Sklaven zu:

Thou shalt be my lieutenant, monster, or my standard.

Trinculo, sein Kamerad, fällt ein:

Your lieutenant, if you list; he's no standard. Tempest III 2. 18 ff.

Das Quibble-Wort ‚standard‘ bedeutet in Stephanos Rede „Fähnrich“, in der Erwiderung Trinculos meint die Wendung ‚he's no standard‘ „er kann nicht aufrecht stehen“. In diesem Sinne gebraucht Schaller das Wort „standhaft“ in seiner Version:

St.: du sollst mein Leutnant sein, Ungeheuer, oder meine Standarte tragen.

T.: Euer Leutnant, wenn's Euch beliebt, denn standhaft ist er nicht.

R. A. Schröder legt seinem Text ein neues Spiel mit den Bedeutungen von ‚standard‘ (= 1. Fahne, 2. Fahnenträger) zugrunde:

St.: du wirst mein Leutnant, Monstrum, oder mein Fähndrich.

T.: Dein Leutnant, wenn's beliebt. Die Fahne kann er nicht mehr halten.

(II. Fassung!)

Auf die Nachricht vom Tode Julias brechen ihre Eltern in laute Klagen aus. Bruder Lorenzo sucht sie zu beruhigen:

confusion's cure lives not

In these confusions.

Romeo and Juliet IV 5.65 f.

Confusion ist hier doppelsinnig, das erste bedeutet „Verderben“, das zweite „Verwirrung“. Einige Übersetzer begnügen sich mit der bloßen Wiederholung eines deutschen Wortes an beiden Stellen ohne Bedeutungsunterschiede:

Ortlepp: Verzweiflung heilet nicht

Verzweiflung.

Fried: Nicht in eurer Wirrnis liegt

Der Wirrnis Heilung.

Andere Autoren ziehen ein semantisches Wortspiel vor mit „Jammer“ (= 1 großes Leid 2. die Klage darüber). R. A. Schröder:

Des Herzens Jammer stillt

Solch Jammer nicht.

Schaller:

Dem Jammer helft Ihr nicht

Durch Jammern ab.

Freier und persönlicher als diese Übertragungen ist die poetische bildliche Gestaltung Schlegels:

solch Stürmen stillet nicht

Des Leidens Sturm.

Nach seiner Abdankungsrede wird Richard II. in den Tower gebracht.

Bolingbroke:

Go, some of you convey him to the Tower.

King Richard:

O, good! convey? conveyers are you all

That rise thus nimbly by a true king's fall.

IV 1. 316 ff

‚Convey‘ bedeutet „befördern, wegbringen“, ferner steht es beschönigend für „stehlen“ wie ‚conveyer‘ für „Dieb“. So noch heute in der Gaunersprache¹³⁾ Schlegel wählt für das englische quibble die Gegenwerte „mitnehmen“ und „Mitnehmer“:

B.: Gehn eurer ein'ge, nehmt ihn mit zum Turm.

K. R.: Mitnehmen? Gut! Mitnehmer seid ihr alle,
Die ihr so steigt bei eines Königs Falle.

Richard Flatter entfernt sich mit einem eigenen semantischen Wortspiel weiter von dem Original:

B.: Zum Tower denn! — Seht I h r nach dem Geschäft!

R.: Wie gut: „Geschäft! Geschäfte macht Ihr alle,
Die Ihr so steigt bei eines Königs Falle¹⁴⁾“

Im zweiten Teil von Heinrich IV. tritt Falstaff als Werbeoffizier auf. In dieser Eigenschaft wendet er sich einmal an den Friedensrichter Schaal:

O, give me the spare men, and spare me the great ones. III 2. 289.

Schlegel setzt für das Wortspiel mit ‚spare‘ (1. als Adjektiv = spärlich, mager; 2. als Verb = sparen, (ver)schonen) ein neues ein:

O gebt mir die unansehnlichen Leute, so will ich die großen gar nicht ansehen.

Beredete Zeugnisse für den Einfluß von Shakespeares Stil auf den seiner Übersetzer sind Wortspiele, die ohne englische Vorbilder nachträglich als Einfälle der deutschen Vermittler gebildet werden. Ein sehr einfaches Muster dafür ist die Verbindung der Gegenwerte von ‚patient‘ und ‚excuse‘ zu Lautspielen in Schlegels und Flatters Übersetzungen von Richard III. Gloster, der künftige König, entgegnet Anna, seiner späteren Gemahlin, auf ihre Anklagen:

let me have

Some patient leisure to excuse myself. I 2. 81 f.

Schlegel: Verleih geduld'ge Frist, mich zu entschuld'gen.

Flatter: Leih mir Geduld und Huld, mich zu entschulden¹⁵⁾

Trinculo erzählt seinen Zechbrüdern Stephano und Caliban: They say there's but five upon this isle: we are three of them; if th'other two be brained like us, the state totters. Tempest III 2.6 ff.

In Schallers wörtlicher Übersetzung:

Sie sagen, es gebe nur fünf auf dieser Insel: Wir sind drei davon; wenn die andern zwei so mit Gehirn ausgestattet sind wie wir, dann wankt der Staat.

R. A. Schröder baut den Schlußsatz dieser Rede zu einem eigenen semantischen Wortspiel aus:

Sind die zwei andern ebenso hirschellig wie wir, ist mit dem Staat kein Staat zu machen. Ein wackliger Status. (I. Fassung!)

Julias Amme, die ihre Herrin unter der Haube wissen möchte, verheißt Romeo:

I tell you he that can lay hold of her
Shall have the chinks.

I 5. 118 f.

‚To have chinks‘ ist eine im elisabethanischen England beliebte lautmalende Wendung für ‚to have plenty of money‘. R. A. Schröder faßt die Worte der Amme so:

Ich sag's, wer einmal ihrer habhaft wird,
Kriegt die Dukaten.

Schlegel setzt für die elisabethanische Redensart ein deutsches Bedeutungsspiel ein:

Ich sag' euch, wer sie habhaft werden kann,
Ist wohl gebettet.

Goethe, der Schlegels Übersetzung für die Aufführung des Weimarer Hoftheaters (am 1. Februar 1812) bearbeitet¹⁶⁾, erscheint die Ausdrucksweise der Amme zu drastisch. Er wandelt den zwielfichtigen Nachsatz in eine unverfängliche Bemerkung um:

... Der hat von Glück zu sagen. V. 291¹⁷⁾

Shakespeare begibt sich auf eine Reise. In Gedanken weilt er noch bei seinem jungen Freunde, den er ungerne verläßt. So sieht er seinem trägen Pferde den langsamen Trott nach. Das bringt das 51. Sonett eingangs zum Ausdruck

Thus can my love excuse the slow offence
Of my dull bearer when from thee I speed:
From where thou art why should I haste me thence?

Gottlieb Regis setzt in einer glücklichen Eingebung ein homonymes Wortspiel in seinen Übersetzungstext der Sonette:

S o kann ich meines Trägers trägen Mut
Liebreich entschuldgen, trägt er mich von dir:
Wo d u bist wegzuilen tut nicht gut¹⁸⁾

Anmerkungen

- 1) Rudolf Stamm: Rudolf Alexander Schröder als Shakespeare-Übersetzer. Shakespeare-Jahrbuch 100 (1964), S. 13.
- 2) Ernst Stadler: Wielands Shakespeare. Strassburg 1910, S. 58.
- 3) Erich Fried: Shakespeare-Übersetzungen. München 1968, S. 307.
- 4) Shakespeares Text (Zeilennumerierung der Globe-Edition) und die Schlegel-Tiecksche Übersetzung (Aug. Wilh. von Schlegel – Dorothea Tieck – Wolf Graf Baudissin) werden nach der zweisprachigen Ausgabe von Levin L. Schücking im Neudruck Hamburg 1957 ff. zitiert.
- 5) Shakespeares Werke. Übers. und hrsg. von Rudolf Schaller. Weimar 1960–1963, Berlin 1964 ff. – Vgl. auch Carolinum, 37. Jg. Nr. 60/61, Herbst 1971, S. 94 f.
- 6) William Shakespeare. Das dramatische Werk, übs. von Hans Rothe, 9 Bde. Baden-Baden und Genf 1955 f. = Der Elisabethanische Shakespeare (ohne Bandnumerierung).
- 7) Shakespeare's sämtliche dramatische Werke. Übersetzt von A. Böttger, H. Döring, Alex. Fischer, L. Hilsenberg, F. Köhler, W. Lampadius, Th. Mügge, Th. Oelckers, E. Ort-lepp, L. Petz, K. Simrock, E. Susemihl und E. Thein. 12. Bde. Leipzig o. J. (1858 u. ö.).
- 8) Erich Fried: Shakespeare-Übersetzungen Berlin 1969 ff. (ohne Bandnumerierung). Diese Ausgabe hat den in der Anmerkung 3 zitierten Einzelband abgelöst.
- 9) Rudolf Alexander Schröder: Shakespeare Deutsch. In: R. A. Schr.: Gesammelte Werke. Bd. 7. Frankfurt a. M. 1963.
- 10) William Shakespeare: Hamlet, übs. von Theodor Fontane. Berlin und Weimar 1966.
- 11) Theodor Fontane: Parkettplatz 23, hrsg. von Ehm Welk. Berlin (1944), s. 74 f.
- 12) Shakespeares Sturm. Deutsch von Rudolf Alexander Schröder. (I. Fassung.) Berlin und Frankf. a. M. (1958).
- 13) H. Baumann: Lordinismen. Berlin 1902, S. 36.
- 14) William Shakespeare: Königsdramen. Übrt. u. bearb. von Richard Flatter. Wien – München – Basel o. J. (1962).
- 15) Flatter setzt aus rhythmischen Gründen das noch von Goethe gebrauchte „entschulden“ für „entschuldigen“ ein. Vgl. Hermann Paul: Deutsches Wörterbuch. 6. Aufl. Tübingen (1968).
- 16) Goethe: Gesamtausgabe der Werke und Schriften. Stuttgart (Cotta) 1950 ff., Bd. 12, S. 58 ff. (5. - 26. Dez. 1811).
- 17) ders. a. a. O. Bd. 4, S. 1191.
- 18) Shakespeare: Sonette. Englisch und Deutsch in der Übertragung von Gottlob Regis. 2. Aufl. Hamburg 1958.

Literatur

Günther Erken: Die deutschen Übersetzungen. In: Shakespeare-Handbuch, hrsg. von Ina Schabert. Stuttgart 1972, S. 833–53.

Martin Lehnert: Shakespeares Sprache und wir. Berlin 1963.

Ulrich Suerbaum: Der deutsche Shakespeare. In: Shakespeare. Eine Einführung, hrsg. von Kenneth Muir und Samuel Schoenbaum. Stuttgart 1972, S. 259–74.

Hans Georg Koyro: August Wilhelm von Schlegel als Shakespeare-Übersetzer. Phil. Diss. Marburg 1966.

Deutsche Shakespeare-Gesellschaft West Jahrbuch 1971. Heidelberg 1971. (Der Band ist dem Thema „Shakespeare im Spiegel des neueren Übersetzungswesens“ vorbehalten und enthält Aufsätze über Shakespeare-Übersetzer und eine Bibliographie zu den „Problemen der deutschen Shakespeare-Übersetzung“.)

Ein jeglicher nach seiner Art
Der eine lebt aszetisch,
Der andre sehr ästhetisch.
Der eine treibt's poetisch,
Der andere exegetisch.
Die eine liebt den Nähtisch,
Die andere den Teetisch.
Ob praktisch, theoretisch,
's hat jeder seinen Fetisch!
Drum laßt, ihr andern Narren,
Auch nur doch meinen Sparren!

Heinrich Seidel

Taschenbrecher (I)

Erzählung von Karl Friedrich B o l l

Nur wenige Monate lagen zwischen dem Abschied von der Schulbank und dem abenteuerlichen Reiterleben, in das mich der Krieg geworfen hatte. Unter sengender Sonnenglut und von dichten Staubwolken umhüllt, ritt das Regiment über schwankende Sumpfpfade und grundlose Landstraßen ostwärts, bald von auftauchenden Kosakenschwärmen im Rücken bedroht, bald zu heftigen Fußgefechten abgesehen, um sich der braunen Kolonnen russischer Vorhuten zu erwehren, die wieder vorfühlten oder in starken Gruppen angriffen. Die Nächte waren voll Unruhe und gönnten uns nur wenig Schlaf. Es wurden Patrouillen geritten und die Bagagen des Gegners gejagt, der sich nach der verlustreichen Schlacht um Wilna nach Osten absetzte.

Der Troß mit der Verpflegung vermochte der aufklärenden Kavalleriedivision schon längst nicht mehr zu folgen, und wieder einmal mußte der Krieg den Krieg ernähren. Wer nicht mit dem klitschigen und säuerlichen Bauernbrot und dürrtigen Sommeräpfeln vorlieb nehmen wollte, war gehalten, sich auf eigene Faust auf den Weg zu machen, um sich auf Höfen und in Kateři mit Butter, Speck und Eiern zu versorgen. Aber uns jüngst erst zur Truppe gestoßenen Freiwilligen waren die Praktiken des Requirierens noch nicht vertraut, und die Art solchen rauhbeinigen Beutemachens ging uns wider den Strich, zumal sich das Landvolk aufs Jammern und Lamentieren verlegte, wenn es etwas herausrücken sollte, wir aber noch nicht die Härte aufbrachten, uns zu nehmen, was wir brauchten. Nur die älteren Kameraden hatten darin Erfahrung. Sie verfügten nicht nur über ein hinreichendes Sprachvokabular, um sich verständlich zu machen, sondern auch über einen sicheren Instinkt für Winkel und Örtlichkeiten, wo Vorräte zu finden waren. Deren Lebenstüchtigkeit war zu bewundern, wenn sie etwa auf ein herumstreuendes Ferkel mit gefällter Lanze angaloppierten, es mit gezieltem Stich erledigten, um es am nächsten Rastplatz am Feuer anzubraten und mit dem langen Schlachtermesser, das sie im Stiefelschaft mit sich führten, kunstvoll zu zerlegen.

Wer von ihrer Kriegserfahrung profitieren, sich ihrer Hilfe notfalls versichern wollte, hatte sich mit diesen Langgedienten, Reservisten und Landwehrleuten gut zu stellen. Im Kommissjargon „Alte Knochen“ genannt, waren sie zumeist zu Kriegsbeginn mit der aktiven Truppe ausgerückt und bildeten eine Art Herrenkaste, die auf Rekruten und Freiwillige mit duldsamer Geringschätzung herabblickte, sie gern zu persönlichen Dienstleistungen heranzog und Widerstrebende auf infame Weise zu schikanieren verstanden. Wem es unter uns Jüngeren einfiel, sich nach durchwachten Nächten einem Nickerchen auf dem Pferde hinzugeben, brauchte nicht lange darauf zu warten, von einem der Langgedienten in rauher Weise aus seinem Schlummer geweckt zu werden. Ein Lanzenhieb kappte seine Helmspitze, die dann, vom leinenen Überzug gehalten, seitwärts niederbaumelte. Mißliebigen pflegten sie heimlich einen Steigbügel auszuschnallen, so daß der Betroffene bei plötzlichem Aufbruch der Schwadron sich im Trabe werfen lassen mußte, was auf dem durch Paktaschen, gerollten Schlafdecken und Futtersack beengten Sattel eine zermürbende Tortur bedeutete, zumal der umgehängte Karabiner dem Reiter ständig in den Rücken schlug. So war es nicht allein die Küchen- und Magenfrage, die uns nötigte, uns mit den „Alten Knochen“ anzubiedern.

Mir verhalf ein Zufall dazu. Zu meiner Verwunderung wurde ich eines Tages einem Spähtrupp zugeteilt, obgleich ich an solchen Unternehmungen bisher nicht teilgenommen hatte. Es war denn auch mein Pferd, ein Rappe, der mir erst jüngst als Reittier zugewiesen worden war, dem ich diese Bevorzugung zu danken hatte, einem bewährten Patrouillengänger, der schon in den ersten Tagen des Krieges in der mörderischen Attacke des Regiments bei Haelen verwundet worden war. An einem tau-

frischen Julimorgen brachen wir auf, geführt von einem behäbigen Reserveoffizier, einem gutmütigen Majoratsherrn aus dem Mecklenburgischen, der sich wegen seiner Bonhomie und seines jovialen Wesens großer Beliebtheit erfreute und dem der Spitzname „Panje“ beigegeben war, weil er seine Neigungen und Interessen auch in Feindesland mehr auf Ackerbau und Viehzucht als auf das blutige Kriegshandwerk gerichtet hatte. Wir waren schon etliche Stunden unterwegs, als er den Trupp am Rande der ausgedehnten Fichtenwälder, die hier im Urwuchs das Flußufer säumten, zu halten gebot, um uns mit der uns gestellten Aufgabe näher vertraut zu machen. Nachdem dann das Kartenblatt nochmals von Hand zu Hand gewandert war, teilte er die Reiter ein und wies mich einem „Alten Knochen“ zu, der mit mir die linke Seitendeckung der Patrouille übernehmen sollte. Der Mann hieß Taschenbrecher.

Mit Betroffenheit vernahm ich seinen Namen. Wie mit ihr verwachsen hockte er auf seiner Fuchsstute, eine gedrungene Gestalt mit ausladenden Schultern. Zwischen dem Rundschädel, dessen blondes Haar struppig den Kragen seines Waffenrockes überwucherte, und dem massigen Körper schien es keinen Hals zu geben. Die Backenknochen traten stark hervor. Auf der linken Schläfe saß ein rotes Feuermal. Ich blickte in kleine, zusammengekniffene Augen, als er dann seinerseits mich zu mustern begann, mißtrauisch, mich abtaxierend in einer Weise, die mich an jene ominösen Gestalten erinnerte, die in meiner Vaterstadt vor der Herberge herumzulungern pflegten, um mit dem Ausdruck unverhohlenen Begehrens die Anzüge gutgekleideter Passanten zu begaffen.

Wir ritten an und waren bald von einer Holzung aufgenommen, in der es stark nach Minze duftete, die hier überall in den Gräben wuchs. Der schmale Fußpfad nötigte uns, hintereinander zu reiten, so daß ich Muße fand, meinen Begleiter näher zu betrachten. Mir fiel auf, daß er Brauch und Vorschrift zuwider eine kostbare Selbstladepistole mit sich führte, seine Reithose einen wildledernen Besatz besaß und an Stelle des hochgespitzten Dragonerhelmes eine feldgraue Eigentumsmütze auf seinem Schopfe saß, burschikos übers Ohr herabgezogen. Er schien nicht nur auf seine äußere Erscheinung Wert zu legen (beide Ordensbändchen im Knopfloch waren frisch gewaschen), sondern auch auf Extravaganzen versessen zu sein.

Als der Baumbestand sich lichtete, das Unterholz spärlicher wurde, winkte er mich in plumper Weise zu sich heran, um mich aufzufordern, meinen neuen Degen gegen den seinigen, der in einer verbeulten Scheide steckte, einzutauschen, wobei er mir, zuerst auf Hochdeutsch, dann ins Platt verfallend, einzureden versuchte, daß mir als künftigem Offizier die ramponierte, von Kriegstaten gezeichnete Waffe besser zu Gesichte stünde als meine Sonntagsplemp. Während ich den Ärger über diese Unverschämtheit in mich hineinfräß, begann er mich nach meinen häuslichen Verhältnissen auszufragen, unvermittelt, gründlich, systematisch wie ein Kriminalist. Er wollte wissen, wie sich der Speisezettel ausnahm, was zu den Mahlzeiten getrunken zu werden pflegte, ob Dienstmädchen beschäftigt würden und ob ich mit diesen intime Beziehungen gepflegt. Angesichts so viel naiver Zudringlichkeit kam mir die Lust an, dieser mit Ironie zu begegnen und Zentralheizung, Badezimmer und Toiletten bis in die Details ausführlich zu beschreiben, wodurch ich aber die Neubegier dieses Naturburschen, der mit städtischem Komfort nie in Berührung gekommen war, nur schürte und mit meinen Exspektationen nie zu Ende gekommen wäre, wenn nicht eine mit hohen Farnen bestandene Blöße Gelegenheit geboten hätte, abzusetzen, um die Satteltasche anzuziehen. Zu meiner Überraschung nahm mir Taschenbrecher diese Hantierung ab, zog dann eine blitzsaubere vernickelte Kinnkette aus seiner Hosentasche, legte sie meinem Rappen an und warf die alte, verschmutzte ins Gebüsch. Dann hieb er mit seiner Rechten auf eine meiner Packtaschen und sagte schmunzelnd: „Mal kicken, wat dien Mutting allens inpackt hett!“ Er schnallte sie auf und tippte auf einen Karton mit Briefpapier, den ich bereitwillig öffnete, weil zu erwarten war, daß er für dessen Inhalt nur stumme Verachtung bekunden würde. Doch darin irrte ich. Er griff nach einem Umschlag, riß ihn auf, zog das seidene Futter hervor und drehte sich, ein Häuflein

Machorka aus der Tasche fingernd, mit geschickten Griffen eine voluminöse Zigarette, darauf noch eine zweite, die er ebenfalls mit seinen wulstigen Lippen beleckte und mir fertig herüberreichte.

Anstatt, wie ich befürchtet hatte, wegen solch mitgeführten Tands gescholten zu werden, hatte ihn der Fund in beste Laune versetzt. „Minschenskind, Backsbütel!“ rief er. „Du büst in Ordnung. Ut di ward scha wul noch 'n brukbaren Kier!“ Das Eis schien zwischen uns gebrochen. Da mir der grobkörnige Tabak den Atem verschlug, kramte ich eine Blechdose goldgelber Orientzigaretten hervor, deren Anblick Taschenbrecher aus der Fassung brachte. „Minschenskind, Backsbütel, ok dit noch? Du büscha 'n bannigen Bors!“ Er griff in die Schachtel, nahm sie an sich, mich auffordernd, auch mich zu bedienen, und ließ sie dann in seine Rocktasche gleiten. Solche Unverfrorenheit quittierte ich mit einem langen verdrossenen Schweigen, das ihn aber gar nicht zu berühren schien. Denn, allen auf Feindritten gebotenen Verhaltensweisen zuwider, stimmte er laut ein Volkslied an, eine mir unbekannte Weise, deren Strophen mit dem wehmütigen Refrain ausklangen: „Wie's daheim war, wie's daheim einst war . . .“ Nichts regte sich in der Stille. Nur aus der Tiefe des Waldes kam das Lachen des Grünspechtes, und unter uns war das dumpfe Klopfen der Pferdehufe auf dem Waldboden. Ich weiß noch, wie sich der Groll in meinem Inneren verflüchtigte und ich über meinen Begleiter anderen Sinnes zu werden begann. Ich hatte gemeint, in diesem einem rüden Muskelmenschen begegnet zu sein, dessen unbegründetes Selbstbewußtsein sich auf einen groben Durchsetzungswillen und bäurische Verschlagenheit stützte. Nun genoß ich den Wohlklang seines Baritons und spürte die Wärme seines Gemüts und die Natürlichkeit seines Empfindens. Er hatte mit dem Sang geendet und ritt nun still und sinnend dahin. Dann, mit mir wieder auf gleicher Höhe, begann er, aus seiner Kindheit zu erzählen. Auf einem Rittergut, nicht weit vom Standort unseres Regiments, war er zur Welt gekommen. „Achtern Tuhn, weestst du, Backsbütel!“ fügte er lächelnd hinzu; denn so, vernahm ich, umschrieben die Dorfleute zartfühlend die Umstände einer nicht ehelichen Geburt. Instleute, ein betagtes Ehepaar, hatten den Neugeborenen eines Morgens in einem Weidenkorbe vor ihrer Haustür gefunden und sich des Säuglings liebevoll angenommen. Nachdem die beiden bald kurz nacheinander verschieden waren, hatte eine arme Schusterswitwe die Pflege des Kindes übernommen und es durch die Schulzeit gebracht. Ihrer kärglichen Verhältnisse wegen hatte sie sich genötigt gesehen, den Knaben als Gänsehüter zu verdingen, bis er mit höherem Alter als Kuhhirt sein Kostgeld verdienen konnte und dann bei einem Schäfer in die Lehre kam, der ihn nicht nur im Stricken von allerlei Wollzeug unterwies, sondern auch in die Kunst, heilkräftige Kräuter anzuwenden und die Sternbilder am Nachthimmel zu deuten, eingeführt hatte. Ein schwärmerischer Glanz trat in seine Augen, wenn er die leuchtenden Sommertage auf heimatlichen Koppeln schilderte und von den klaren Herbstnächten sprach, die er, neben dem alten Schaffhirten im Stroh des überdachten Karrens ruhend, verträumt hatte.

Kam er dabei auf den Schulunterricht zu sprechen, bediente er sich, wohl aus scheuem Respekt vor dem Geiste, der hochdeutschen Sprache, die er in komischer, gestelzter Weise handhabte, wie ein Kind etwa, das unverstandene Sätze abliest oder ein Gedicht mit der ihm fremden Ausdrucksweise der Poesie deklamiert. Unterricht hatte er nur zur Winterszeit genossen, wenn es keine Feldarbeit zu verrichten gab. Der Schulmeister war denn auch kein studierter Mann, sondern ein schlichter Weber gewesen, der seinen Webstuhl in der Schulstube betätigt hatte, wobei er zu gleicher Zeit die kleinen Kinder buchstabieren, die älteren sich im Schönschreiben üben und die Konfirmanden Rechenaufgaben lösen ließ, während die Mädchen auch oft über ihren Handarbeiten gesessen hätten. Viel gelernt, meinte Taschenbrecher, hätten sie wohl nicht; aber die biblische Geschichte sei nicht zu kurz gekommen. Denn für die Unterweisung in der Gottesfurcht hätten Landesherr und Gutsbesitzer vor allem Sorge getragen und dafür einen mit Segen lehrenden Handwerksmann für ausreichend erachtet, „sintemal“, so drückte er sich aus, „de Preester mankedörch up Visitatschon kamen wier“.

Von der Bibelfestigkeit Taschenbrechers hatte ich mich schon früher überzeugt; pflegte er doch ständig Wendungen und Weisheiten der Schrift in seine Rede einzuflechten; wie mir auch bekannt war, daß er bei Feldgottesdiensten, wenn das Trompeterkorps des Regiments dabei nicht mitzuwirken vermochte, den Vorsänger abgab. Es hieß denn auch, daß er das Gesangbuch auswendig wisse und beim Anstimmen des Chorals den Einsatz nie verfehle. Ein Gottesdienst zu Pferde, versicherte er, sei denn auch eine andere Sache als der auf Kirchenbänken in der Garnison, zumal hier im Felde auch der Zahlmeister, glücklich darüber, die Eskadron einmal vollzählig auf dem Haufen zu haben, gern daran teilzunehmen pflege, um anschließend die angesammelten Beträge aus Löhnungen und Kontributionsgeldern auszuschütten, während beim Kirchengang in der Heimat der Küster mit dem Klingelbeutel umginge und die Gläubigen noch draufzuzahlen hätten.

Frömmigkeit und Habgier wohnten in Taschenbrechers Seele einträchtig beieinander, wie er auch sonst ein widersprüchlicher Charakter war, bei dem etwa die stoische Ruhe in kritischen Lagen, die man ihm nachsagte, jählings in impulsive Affekthandlungen umschlagen konnte, die ihn, zumal wenn er getrunken hatte, schon zu Verstößen gegen die militärische Zucht hingerissen hatten. Solcher Entgleisungen wegen war er immer noch nicht zum Gefreiten aufgerückt, obwohl er mehrfach dekoriert worden war. Das hinderte ihn nicht, seine Erzählungen mit einem begeisterten Hymnus auf seine Militärzeit zu beschließen. Voll Stolz sprach er von seiner lichtblauen Dragoneruniform, von den Freuden des Kasernenlebens, den feurigen Remonten in den Ställen und den drallen Köchinnen in den Häusern der Herrschaften. Wohl ein halb Dutzend dieser fürs Militär so leicht entflammbareren Wesen, die er vor seinem inneren Auge defilieren ließ, wurden auch mir vertraut; denn er beschrieb ihre Vorzüge und Schwächen in saftigen Farben, wobei er weder die Qualität der Zähne noch die Formung ihrer Waden zu erörtern vergaß. „Ik hew ümmer mit de Ort vun Kökschen verkiert, de bi feine Lüd in'n Deenst stünnen, Backsbütel!“ hob er hervor, was ihm freilich auch einmal zu argem Schaden ausgeschlagen war. Noch im letzten Dienstjahr hatte ihn der Chef mit drei Tagen Arrest bestrafen müssen, weil ihn der wachhabende Portepeträger dabei erwischte, wie er sich beim Postenstehen im Schilderhaus mit einem Weibsbild verlustierte, wobei der Umstand, daß diese Person im Hause des Regimentskommandeurs den Kochlöffel geschwungen, erschwerend ins Gewicht gefallen war.

Wir waren inzwischen an jenen Waldsaum gelangt, an dem sich die Patrouille sammeln sollte. „Panje“ ließ gerade die Brandyflasche kreisen, und auch wir bekamen unseren Schluck. Mir war fast traurig zu Mute, mich von meinem Begleiter trennen zu müssen. Ich wurde einem Sergeanten beigegeben, um mit diesem auf ein Gehöft, das etliche hundert Meter auf freiem Felde lag, zuzureiten und auszumachen, ob es vom Feinde besetzt gehalten wurde. Angesichts dieses windigen Auftrages sank das Stimmungsbarometer um weitere Grade. Während der Leutnant das Anwesen durch das Glas überprüfte, bemühte sich Taschenbrecher, mich mit guten Ratschlägen zu versehen. „Nu hür eins tau, Backsbütel!“ drang er mit Ernst auf mich ein. „De Sak schient mi gruglich, un wi snacken nich as Uhlenspiegel Sünndags innen Kraug!“ Er besäße „Pferdeverstand“, meinte er, und glaube, meinen Schwarzen zu kennen, den ich fortan weich im Maul halten und mich auf enge Schenkelfühlung verlegen müßte, um zu erfühlen, wenn das Tier Unheil witterte, sich anschicke, im Gang zu verhalten und die Ohren anzulegen. Dann gelte es, auf der Hut zu sein, das Pferd zu versammeln und den Moment nicht zu verpassen, wo es jäh auf der Hinterhand kehrtmachte, um, wie vom Teufel geritten, auf den Waldrand zurückzupreschen. „Din Köpping dahl, Backsbütel, un uppassen, dat du nich unverwohrs Koppheister scheiten deihst! Paß up Tägel un Bägel un kam ducknackt torügg. Verlat die up dat truge Diert!“

Auf dreihundert Meter waren wir an den Bauernhof herangekommen, ohne Zeichen von Leben wahrzunehmen. Der Sergeant wies stumm auf einen Habicht, der über dem Gehöft seine Kreise zog. Er schien vorauszusetzen, daß ich seinen Hinweis richtig zu deuten verstand. Da spitzte mein Rappe auch schon die Ohren, legte sie mißtrauisch

zurück, versteifte sich auf der Hinterhand, stieß den Kopf zurück und warf sich jäh herum, um mit mir schnaubend über den Acker zu fegen. Da zischten auch schon die Geschosse, und die Schüsse krachten. In wilder Karriere überholte mich der Sergeant, dessen Brauner in der Flanke schweißte. Seine glasigen Sehnen waren zum Zerreißen gespannt. Unter wütendem Gewehrfeuer erreichten wir den Wald.

„Dissen verdüwelten Trick vun de geele Kosakenort schriew di achter din Uhren, Backsbütel!“ belehrte mich Taschenbrecher, der die Donkosaken kannte und deren List, den Gegner auf Schußweite herankommen zu lassen, um ihn dann sicher abzuknallen. Es freute ihn sichtlich, daß ich meine Feuerprobe bestanden und seine Ratschläge beherzigt hatte. Ich griff in die Packtasche und bedachte ihn mit einer schwarzen Brasil. „Panje“ auf seinem Trakehner sah dieser Szene schmunzelnd zu. Dann übergab er mir den Umschlag mit der Meldung, um sie unverzüglich zum Stabe zu bringen.

Bevor es in Eilmärschen wieder südwärts ging, um den geschlagenen Gegnern die Rückzugsstraßen zu verlegen, waren uns in zurückliegenden Dorfschaften einige Ruhetage gegönnt. Taschenbrecher sah ich selten. Er weilte meist im Kreise der Langgedienten, welche die Gegend durchstreiften, um dem Küchenzettel Abwechslung zu verschaffen. Nur einmal beim abendlichen Futterschütten erschien er in meinem Beritt, legte meinem Gaul einen Beutel zusätzlichen Hafers vor und stach mit dem Handspaten ein ansehnliches Stück gelber Butter aus einem leinenen Tränkeimer heraus, überprüfte mein Pferd auf Druckstellen, besah sich Eisen und Hufe und stellte in Aussicht, es zu dem bevorstehenden Appell in einen mustergültigen Zustand zu bringen.

An einem der nächsten Abende sprach er abermals vor, um mich von der unverhofften Ankunft einer Lastwagenkolonne in Kenntnis zu setzen, die, mit wagenradgroßen Käsen aus Tilsit und der seit Monaten überfälligen Post beladen, zur Eskadron gestoßen war. „Dörtig Sack Packeting un an twintig Sack vull Breiw, Backsbütel, un allens ward noch hüt Nacht verdeelt!“ Es sei doch wohl meine erste Post, die ich im Felde empfang, meinte Taschenbrecher. Was würde ich da von Eltern, Verwandten und Bekannten alles zu erwarten haben. Da wäre es gewiß klüglich gehandelt, wenn ich ihn beauftragte, das Erwartete in Empfang zu nehmen, bestünde doch bei der Dunkelheit und der Eile des Entladens die Gefahr, daß von den mir zugedachten Paketen dieses oder jenes versehentlich unter diejenigen geriete, welche zu den Liebesgaben gehörten, die die Heimat der Schwadron als Ganzes gespendet hätte. Den Pferdefuß in diesem Anerbieten bemerkte ich wohl; doch ließ ich ihn gerne ziehen.

Nach Stundenfrist rückte Taschenbrecher mit einem prall gefüllten Jutesack an. „Minschenskind, Backsbütel, dit is allens vör di!“ Auch die anderen Kameraden des Quartiers kamen mit ihrer Post angeschleppt, steckten Kienspäne zwischen die Stubbalken und entzündeten sie, so daß die schäbige Behausung bald einem festlichen Weihnachtszimmer glich. Taschenbrecher hatte den Sack auf dem Fußboden entleert und war damit beschäftigt, den Inhalt sorgsam zu sichten. Er wog Päckchen, Dosen und Flaschen prüfend in den Händen, beschnüffelte Zigarren von Hagedorn, Konfitüren von Heimerdinger, Marzipan von Niederegger. Er fragte, woraus Nugat bestehe, warum die kleine Gebäckpyramide aus Salzwedel die Bezeichnung Baumkuchen führe und ob es wirkliches Gold sei, das in der Likörflasche aus Danzig schwimme. Nur die Grabower Pfeffernüsse, von denen er etliche unter genüsslichen Schmatzen kostete, schienen ihm wohlbekannt. „Wat sünt dat för spendable Lüüd, din Öllern, Bekannten un Frünn!“ rief er aus, bald aus der Rumflasche kostend, bald in die Süßigkeiten greifend. Dann holte er Brotbeutel und Futtersack, um darin alles sachgerecht zu verstauen. „Not lieden un verdarven daut wie vörierst nich, Backsbütel!“ versicherte er mir, steckte sich eine frische Zigarre an und zog hochbeglückt davon. Mich aber schmerzte, daß der arme Bursche angesichts des reichen Gabensegens, der über uns niedergegangen war, leer und unbeschenkt ausgehen sollte.

Zur Feier dieses Ereignisses mochte er noch in weiteren Unterkünften vorgesprochen und mancherlei getrunken haben. Denn als wir am nächsten Vormittag die Pferde im Freien putzten, brachte ein Offiziersbursche die Nachricht, Taschenbrecher

sei auf Befehl des Chefs an den Baum gebunden worden. Wir waren entsetzt; galt dies doch als die entehrendste Strafe, die auf dem Vormarsch über einen Delinquenten verhängt werden konnte und die nur in seltenen Fällen zur Anwendung kam. Wir rieten und rätselten, was der Gemaßregelte könnte verbochen haben. Erst später kam uns zu Ohren, daß im Offiziersquartier ein Standgericht tage und gegen Taschenbrecher Anklage wegen begangener Notzucht und Körperverletzung erhoben worden sei. Um die Mittagszeit sickerte Näheres durch. Danach hatte sich der Beschuldigte in der vergangenen Nacht mit zehrfreudigen Korporälen der Bagage betrunken und war dann lärmend und gröhlend durch die Gassen einer nicht weit entfernten Ortschaft, in die er sich verlaufen haben mußte, gezogen. Ein junges Mädchen, die Apothekerstochter, hatte den Störenfried vom Fenster aus angerufen und ihn zu gesittetem Betragen ermahnt. Nach einem heftigen Wortwechsel war es dann zu einem ruhigen Gespräch gekommen, in dessen Verlauf sich das Mädchen erboten hatte, dem Bezechten einen starken Kaffee zu brauen, um ihn wieder auf die Beine zu bringen. Mochte sie nun aus Mitgefühl gehandelt oder an dem stattlichen Reitersmann Gefallen gefunden haben; fest stand, daß sie ihn nicht daran gehindert hatte, durchs Fenster zu steigen und sich Vertraulichkeiten herauszunehmen. Der Umstand, daß der Vater sie noch in der gleichen Nacht in die Klinik schaffen mußte, legte die Vermutung nahe, daß der Eindringling gewalttätig geworden war. Wer Taschenbrechers Triebhaftigkeit unter dem Einfluß von Alkohol kannte, mußte dem Glauben schenken. Trotzdem dürften Unklarheiten bestanden haben, die das Gericht an seiner Alleinschuld zweifeln ließen; denn ein Referendar, der bei der Verhandlung als Protokollführer mitgewirkt hatte, berichtete, daß sich der Angebundene wieder auf freiem Fuß befände, nachdem sich die Richter nicht hätten schlüssig werden können, ob, wie er sich ausdrückte, auf seiten der Beschädigten nicht vis haut ingrata vorgelegen.

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen;
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

Hölty

Philosoviedereien

(II. und Ende)

Von Gerd L ü p k e

Selbstporträt

(Eugen Roth in aufrichtiger Verehrung)

Ein Mensch, der sich durchs Leben dichtet,
ist rein moralisch schon verpflichtet,
für alle Zeiten arm zu bleiben
und für ein Hungergeld zu schreiben.
Der Mensch, er ärgert sich darüber
und geht zum Preisausschreiben über.
Doch ist's nun mal im Leben so:
Es geht ihm dabei ebenso!
Den Menschen packt die kalte Wut,
die hohe Stirn gerät in Glut:
der Mensch sucht einen Blitzableiter,
schlägt auf den Tisch — und dichtet weiter.

Eheliche Treue

Ein Ehemann, noch ziemlich jung,
tat ohne Gattin eine Reise.
Da bot sich ihm ein Seitensprung
auf angenehme, nette Weise.

Beifällig sprach er: „Ei der Daus!“
Doch da Vernunft ihm innewohnte,
so rechnete er erst sich aus,
ob sich der Sündenfall auch lohnte.

D a g e g e n sprach zunächst ganz klar,
daß seine Frau (sie strotzt von Jugend)
doch ganz bedeutend hübscher war. —
Zum zweiten ist Enthaltung Tugend!

Zum dritten fürchtete der Mann,
es könnte später Ärger geben. —
D a f ü r sprach nur, — so sah er's an, —
die Nachtschicht, randgefüllt mit Leben!

Das macht, — so hat er sich notiert, —
drei Punkte, die dagegen stehen.
Ein Pluspunkt davon subtrahiert,
macht zweimal Kontra, wie wir sehen.

Da hat er nicht mehr mitgewollt . . .
Wenn sie auch schimpfte ohne Pause;
er fühlte sich als Tugendbold
und fuhr (in Treue fest!) nach Hause.

Entscheidung

Ein netter, alter Herr, er sah nach Spitzweg aus, —
der offensichtlich heut Geburtstag hatte,
betrat erwartungsvoll ein feines Speisehaus
und bat um eine kalte Aufschnittplatte.

Drauf lagen braune Scheiben, frisch und glatt tranchiert,
und weiße, gelb gefüllte Eierschnitten,
mit grüner Petersilie kunstgerecht garniert
und leuchtend rot Radieschen in der Mitten.

Da kam die Ehrfurcht über unsern alten Herrn
(auf deren Stimme heut so wen'ge hören):
er zahlte für die Platte und ging ungegessen gern,
um nicht ein Kunstwerk mit der Gabel zu zerstören.

Zugleich ging auch ein dicker Reichsbankrat.
Der hatte links am Nebentisch gesessen
und seine Platte (plus zwei Teller Fleischsalat)
mit leisem Schnaufen achtlos leergegessen.

Der eine sah die kunst- und liebevolle Hand.
Der Dicke aber sah nur Magenkleister,
weil ihm der Bauch schon immer vor der Schönheit stand . . .
Mich dünkt, hier scheiden sichtbar sich die Geister.

Erkenntnis

Bei einem Amtmann von der Post
hat Katharina Lattenrost
den ganzen Haushalt zu besorgen. —
Als sie an einem Wintermorgen
hinauf zum Trockenboden ging,
weil dort des Hauses Wäsche hing,
fand, steifgefroren wie ein Brett,
sie ein gefall'nes Chemisett.
Da dachte Fräulein Lattenrost:
„Aha! Ein Fall von Bodenfrost!“

Der Weise

Ein Diener der Universität
beladen schwer durch die Straße geht.
Er trägt zwei Büsten, von Lessing und Kant,
mit denen er grad jemand angerannt.
Da sagte dieser, — ein kluger Alter —:
„Sieh da, sieh da, ein Büstenhalter!“

Konsequenz

Ein Wissenschaftler aus Berlin,
und zwar ein Forscher (groß geschrieben!),
hat auf dem Feld der Medizin
seit Jahren Studien schon getrieben.

Dann saß er Tag und Nacht zu Haus,
um alles klarstens aufzuschreiben.
Gingen auch Geld und Haare aus,
sein Werk sollt' doch erhalten bleiben.

Als dann ein Viertel fertig war
(so hundertachtzig Seiten Kladde),
da wurde ihm urplötzlich klar,
daß er ganz böß geirrt sich hatte.

Vom Anfang lief sein Weg verkehrt
und all die Arbeit war vergebens.
Jedoch, — war's nun auch ohne Wert, —
er schrieb die Arbeit seines Lebens!

Sechs Jahre gingen noch ins Land —
die Fertigstellung brauchte Zeit!
Dann hat ers Manuskript verbrannt!!
Das ist die deutsche Gründlichkeit . . .

Der Liederabend

Auf der Bühne steht ein Flügel
einsam, drohend, schwarz und schweigend,
bis die Sängerin erscheint,
dick und lächelnd sich verneigend.

Beifall dröhnt, das Haus erzittert,
doch die Menge klatscht nicht weiter,
als ein Herr am Flügel Platz nimmt,
der zwar hübsch, doch nur Begleiter.

Sie beginnt und singt von Jugend,
Liebe, Tränen und Gewittern,
wozu leise, aber rhythmisch
alle Fensterscheiben zittern.

E i n Gesicht nur leuchtet glücklich,
das ein Pfeiler halb versteckte;
selig lauscht ein junger Sänger,
der 'nen falschen Ton entdeckte.

Nach drei langen halben Stunden
ist sie — Gott sei Dank — zu Ende;
und der schlummernde Herr Amtsrat
gähnt noch mal und klappt die Hände.

Diesen tiefen Eindruck trägt man
dann fein säuberlich nach Hause.
Andachtsvoll tut der Ästhet es,
grausam pfeifend der Banause.

Kollision

Mine ging mit frohem Sinn
durch die Lange Straße hin,
als Emil August Nabelschnur,
der stolz auf seinem Rade fuhr,
obwohl er mehrmals „Vorsicht“ rief,
von hinten auf die Mine lief,
worauf dieselbe explodierte,
und ihm gewaltig eine schmierte,
was er sich so zu Herzen nahm,
daß er auf den Gedanken kam,
die Mine mit den frohen Sinnen
zum Zweck der Heirat zu beminnen
mit Endziel: stolzer Mann und Vater.

Das tat er!

Moral:

Zum Glück gibt's Minen heut nur spärlich,
doch sind sie drum nicht ungefährlich.



Vom Segen des Lächelns

Betrachtungen zu Johannes Gillhoffs Humor

Von Walter L e h m b e c k e r

Menschen, die das Leben aus dem Grunde heraus meistern, findet man im allgemeinen nicht bei denen, die gern laut und dröhnend lachen, sondern vielmehr bei den Stillen und den bescheiden Auftretenden, die weise zu lächeln verstehen. Ein solcher Meister des Lächelns war Johannes Gillhoff. Für ihn war der Humor eine Ordnungsmacht des Daseins, die er zwar von Jugend auf bei seinen Landsleuten in der Griesen Gegend kennengelernt hatte in ihrem köstlichen Wert, für die ihm andererseits vom Schöpfer auch eine besondere Begabung geschenkt worden war. „Lachen gibt blanke Augen und blankes Herz“, sagt er einmal, und weil er um diese Wirkung des Humors weiß, pflegt er ihn unermüdlich und mit einzigartiger Liebe. Er konnte das, weil er „Schlagordnung“ hielt in seinem Leben. Alle menschlichen Unzulänglichkeiten und Absonderlichkeiten, die sich bei anderen und ihm selbst aus der Mißachtung dieser Schlagordnung ergaben, bilden den Anlaß für ihn zu einer lächelnden Betrachtung, der er sprachlich den einfachsten und treffendsten Ausdruck lieh. Welches waren die Pole, um die diese Schlagordnung kreiste? Es waren der christliche Glaube (Bibel und Katechismus) und harte sinnerfüllte Arbeit. Auf dem kargen Boden der Griesen Gegend war kein Raum für Hochmut und ständig steigende oder maßlose Ansprüche. Gegen die Anfechtungen, die selbstverständlich auch hier den Menschen nicht erspart blieben, half ihnen ihr Glaube und ihr starkes Verwurzelte sein in den hergebrachten sinnerfüllten Lebensformen der Väter. Trotz aller Schwere und Mühsal wurde das Leben von ihnen bejaht, weil sie in ihm eine Ordnung und einen Sinn fanden oder sich doch um diese Dinge als das Wichtigste bemühten. In diesem Rahmen haben der Humor und das Lachen ihre unentbehrliche Funktion. Wo sich ein Widersinn zu ergeben scheint, den kein Verstand überwinden kann, da bringt das Lachen die Lösung des Konflikts und den erlösenden Ausgleich. Wo ein unberechtigter, übertriebener Anspruch, eine zu weit gehende Vermessenheit sich zum Schaden der gefügten und anerkannten Ordnung breit machen will, da weist ein humorvolles Wort den zur Extravaganz Geneigten schnell wieder in die gesetzten Schranken. Mit diesen Ordnungsmächten ließ sich das Leben meistern, auch dann, wenn die Menschen in eine ganz fremde und neue Welt verpflanzt wurden, wie wir es bei Gillhoff in der Gestalt des Jürnjakob Swehn, des Amerikafahrers, erleben. Es ist sicherlich kein Zufall, daß der Humor die hervorsteckende Eigenschaft dieses im Denken und Trachten so einfachen Menschen wird, weil er ihm aus dem Grunde seines starken Glaubens und seiner echten Menschlichkeit heraus die wertvolle Kraft verleiht, in die Ungereimtheiten einer absurd anmutenden Welt Ordnung zu bringen.

Für viele Situationen in der Neuen Welt stehen Jürnjakob die witzigen Sprichwörter seiner Heimat zur Verfügung, die den Nagel auf den Kopf treffen. „Einfach, aber niedlich, säd de Düwel, un streak sick den Swanz grün an.“ „Ein schöner Gedanke, säd de Düwel, oewer dat kümmt ganz anners.“ „Wat de Aal in dit Joahr doch dünn sünd, säd de Düwel, dünn hadd hei einen Rügenworm in dei Hand.“ Das sind nur drei Beispiele aus der unendlichen Zahl, die Jürnjakob für alle vorkommenden Fälle zur Verfügung hat. Gar manche Situation, die mitunter selbst leicht an das Tragische rührt, wird durch den Humor gemeistert. Was Jürnjakob auf der Überfahrt nach Amerika auf dem morschen Segelschiff erlebte, auf dem man Menschen und Tiere zusammengepfercht hatte, enthielt bestimmt keinen Anlaß zum Lachen, und doch können wir uns ein Lächeln nicht versagen, wenn wir den lapidaren Satz lesen: „Das Schiff rollte, die Ochsen brüllten, die Frauensleute heulten.“ Kann es eine launigere und treffendere Charakteristik geben als die, mit der Jürnjakob in seinen folgenden

drei Sätzen den Franzosendoktor durch seine Aussage erledigt: „Er aß für drei, er trank für sechs, er log für zwölf.“? Mit welcher humorvollen Schlagfertigkeit weist Jürnjakob den katholischen Franzosen, bei dem er in Amerika seine erste Beschäftigung fand, in seine Schranken zurück, als dieser seinen lutherischen Glauben herabsetzen will: Der Franzose zu Jürnjakob: „Ich sehe an deinem Beten, daß du kein Katholik bist.“ — „Nein, ich bin lutherisch.“ — „Ja, wir haben den Rahm und ihr die saure Milch.“ — „Ja“, sagte ich, „und dann kommt die schwarze Katze und frißt den Rahm.“ — Da machte er große Augen.

Welch unvergleichlich humoristische Wirkung geht von den Betrachtungen aus, die Jürnjakob der typisch amerikanischen Erfindung des Kaugummi widmet: „Szüh, die Alten kauen Tabak und die Jungen Shewing-Gum, das meint Kaugummi. In der Schule kauen sie dort auch und in der Kirche. Und dazu spucken sie, so fein kann das keiner im ganzen Grabower Amt, nicht einmal der Landdrost. Auch fuhr ich mit der Elektrischen. Vorn steht der Fahrer. Der spuckt nach vorn. Das tut er im Durchschnitt an jeder Straßenecke. Denn da muß er halten. Da hat er Zeit zu spucken. Hinten aber steht der Schaffner. Der spuckt nach hinten. Aber nur beim Fahren. Beim Halten hat er keine Zeit dazu. Szüh, so lösen sie sich beim Spucken ab. Und wenn du dann durch den langen Wagen gehst, dann sitzen da zwei lange Reihen von Menschen, die reißen den Mund weit auf und schmeißen den Gummi rum auf die andere Seite. Dann kauen sie weiter, und weißt du, Wieschen, woran ich da gedacht habe? — Nee, sagt sie, Das weiß ich nicht. Woran hast du gedacht? Ich sage: An meinen alten Bauern hab ich gedacht. — Warum an deinen Bauern? — Ja, als ich da so durchging durch den langen Gang in der Elektrischen, das war akkrat so, als wenn Hannjörn Timmermann über die große Diele ging. Bloß der Wagen war schmaler. Da standen die Kühe auf beiden Seiten der Diele und kauten und klappten mit dem Maul immer auf und zu. Ja, akkrat so war das hier auch.“

Als Landmann und Farmer hat Jürnjakob natürlich auch ein Interesse daran, möglichst viel Geld aus seinen agrarischen Erzeugnissen herauszuholen. Als es nun einmal geschah, daß die Eier und Ferkel außerordentlich billig waren, stach er kurzerhand die Ferkel ab, kochte sie und verfütterte das Fleisch an die Hühner. Als diese danach wie verrückt legten, kam er auf den genialen Einfall, die Eier an die Kälber zu verfüttern, die dadurch so glatt wurden wie Spickaal. Mit dieser Rundreise durch die Wirtschaft vereitelte er die Machenschaften der Geldbarone.

Köstlich ist auch die Beschreibung des qualmenden Kirchenofens mit folgenden Worten: „Der Ofen war billig, aber er war von der umgekehrten Weltordnung. Die Hitze ging zum Schornstein raus, dafür ging der Rauch rein.“

Einmal berichtet Jürnjakob seinem alten Lehrer von der amerikanischen Stinkkatze, die es in der mecklenburgischen Heimat nicht gab. Dabei versteigt er sich zu der weisen Bemerkung: „Es ist manchmal gar nicht schön, wenn der Mensch eine Nase hat.“ Der penetrante Geruch der Stinkkatze hält lange vor, „daß man da auch was von hat“.

Einige von Jürnjakobs Aussprüchen prägen sich dem Leser fest ein und zwingen ihm immer wieder ein Lächeln ab, wenn er sich ihrer erinnert, wie z. B. seine Charakteristik der Frauen: „Siehe, das ist eine ganz andere Nation, die wo lange Haare hat.“ Oder etwa: „Der Mensch soll nicht mehr essen, als er mit aller Gewalt runterkriegen kann.“ und „Der Mensch braucht nicht so viel zu trinken, bis er überläuft.“

Ich glaube, daß der Humor, den Gillhoff uns in seiner Gestalt des Jürnjakob Swehn geschenkt hat, vor allem die Erklärung liefert für die Tatsache, daß dieses unvergeßliche Buch bis heute eine Auflage von mehr als einer halben Million gefunden hat. Mehr als dieses Hinweises bedarf es wohl kaum, um den Segen des Lächelns als wahr zu erweisen.

Großvaters Garten

Von Babetta Gogl

Großvater liebte Blumen. Blumen standen in jedem Zimmer, auch bei der Großmutter in der Küche hatte seine Hand den irdenen Krug mit Blumen geschmückt. Hinten im Hof, am Viehstall vorbei, führte eine kleine, hölzerne Pforte in den Garten. In frühester Morgenstunde lenkte der Großvater seine ersten Schritte dorthin, um nach der Ordnung zu sehen und um grüne, saftige Runkelrübenblätter für das Viehfutter hereinzuholen. Er untersuchte Erbsen und Bohnen auf ihren Reifezustand und sagte später der Großmutter Bescheid, was pflückreif war, und was zuerst gegessen werden sollte. Den früchteschweren Ästen der Apfel- und Birnenbäume gab er eine Stütze und sammelte die über Nacht herabgefallenen Äpfel und Birnen auf. Die kleinen, grauen Mehlbirnen reiften als erste, und manchmal fand er auch schon eine von seinen großen, saftvollen Lieblingsbirnen im Grase. Der Eierpflaumenbaum hinterm Stall war der erste im Jahr, der seine süßen Früchte herabschüttelte. Kam der Alte dann mit seinem vollen Korb ins Haus zurück, ich war gerade zum Frühstück heruntergekommen, so legte er mir einige schöne Früchte auf den Tisch, oder wenn wir uns im Laufe des Tages sahen, dann faßte er in seine Rocktasche und reichte mir eine schöne Birne. „Hier, mien Deern, magst ne Beer?“. Die Rocktaschen des Alten bargen immer etwas zum Naschen, kleine, rote Äpfelchen oder Birnen, Backpflaumen, Backbeern, Kandiszucker, Bonbons, irgend etwas Gutes. Er gab Anordnung, was gepflückt werden mußte, und nach dem Frühstück gab ich mich dieser für mich so ungewohnten und doch so angenehmen Arbeit hin. Wenn ich im Juli eintraf, reiften gerade die Herzkirschen, und es bereitete mir immer eine besondere Freude, wenn ich diese allein ernten durfte und zum Mittagessen mit hohem Genuß die Kirschensuppe mit kaltem Grießflammerie verzehren konnte. An den Wegen entlang wuchs eine lange Reihe von Stachel- und Johannisbeersträuchern, deren Früchte täglich von mir auf ihre Reife untersucht wurden und bald mein Verlangen nach ihnen stillen sollten. So manche liebe Stunde habe ich hinter den Johannisbeersträuchern gesessen und die roten Perlen gepflückt zum Einkochen für Saft und Marmelade. Besonders verlockend waren für mich die vielerlei Sorten Stachelbeeren, die ich in stattlichen Mengen zu verschmausen imstande war. Es ließ sich gut denken beim Pflücken und Verzehren dieser grünen und roten, knackenden Beeren. Vielleicht schätzte ich sie deswegen so sehr.

Hatte Großvater den nützlichen Teil seines Garten durchgesehen, dann guckte er nach seinen Blumen. Er band hier eine volle Blütendolde hoch, entfernte die welken, befreite jede Staude vom Unkraut und brachte immer Blumen mit ins Haus.

Als ich älter wurde, stand ich oft sinnend vor den Blumenbeeten und überdachte das Leben des Großvaters, der bei allen Familienmitgliedern als ein rauher, harter Mann galt, jedoch in seinem Wesenskern Sanftmut und Milde zeigte. Kann ein Mensch hart und ungerecht sein, der die Blumen liebt? Das wollte mich niemals dünken. In der Familie floh alles vor ihm, wenn man ihn kommen hörte. Das habe ich niemals verstehen können. Seine Blumen sprachen zu mir von seinem weichen Herzen.

Was für vielerlei Sorten von Sommerblumen blühten auf diesen Beeten nebeneinander, miteinander, durcheinander in mannigfaltig leuchtenden Farben und süßen Düften! Wenn ich in den Garten kam, hatte die Sonne schon den Tau von den Blütenblättern getrocknet, nur in den tiefen Kelchen der Rosen funkelte noch ein letzter Himmelstropfen. An der Buchsbaumeinfassung entlang blühte neben unzähligen Tausendschönchen eine dichte Reihe von zartrosa Nelken. Mögen die Treibhausnelken gewaltigere Formen aufweisen, ihr Duft ist herbe und durchdringend und kommt nicht den warmen, heimischen Düften gleich, die den bescheidenen Garten-

nelken entfliehen. Über die kleinen Stiefmütterchen, die sommermüde die samtene Köpfe neigten, hingen die Büsche der Tränenden Herzen, über deren Namensentstehung meine Gedanken allerlei Geschichten spinnen. Neben ihnen reckte sich die in allen Himmelsfarben schimmernde Herrlichkeit des Rittersporns täglich mehr in die Höhe. Aus dem mattgrünen Teppich der duftenden Reseda hob sich der blaue Fingerhut und neben ihm mit demütig gesenktem Haupte die blutrote Pfingstrose, dieser längst in allen deutschen Bauergärten heimisch gewordene Fremdling aus China. Wenn der Abend sinkt, und alle anderen Blumen ihre Kelche schließen, dann strömen aus dem Schoße der Pfingstrose überirdisch schöne Duftwolken in die warme Sommerabendluft. Man muß die Augen schließen, um diesen Himmelsbalsam recht zu genießen.

Von einer Blume war nur eine einzige vorhanden: die schlanke, weiße Madonnenlilie in ihrer überirdisch schönen Lichtfarbe das Sinnbild der Reinheit und Unschuld, der himmlischen Liebe.

Um so üppiger war ihre Blumenschwester, die Rose, das Sinnbild der irdischen Liebe, vom tiefdunklen Rot bis zum hellen Rosa vertreten. Was ist es, was von der Rose auf mich übergeht, wenn ich in ihren Kelch schaue, ihre Blütenblätter in meiner Hand fühle und ihren Duft trinke? Wer ermißt die zauberische Kraft, die von der Rose auf den Menschen überschwebt? Es ist eine Kraft, die nicht nur in ihrer Form, in ihrer Farbe, in ihrem Duft ruht. Es ist etwas viel Tieferes, Ergreifenderes, etwas Unausprechliches, nur Geahntes. Rosen sind der Inbegriff des Blühens, des Duftens, der Anmut aller Blumen. Die Welt wäre unvollkommen ohne Rosen. Von allem Wunderbaren, Erhabenen, was die Erde schenkt, ist eines der schönsten Wunder die Rose.

Blumen sind Offenbarungen Gottes, und niemals kann ich einer Blume ohne Andacht ins Angesicht schauen.

Und eine war unter ihnen, die liebte ich vor allem. Es war ein hoher Strauch mildgelber Teerosen, der als einziger inmitten eines Kranzes dunkler und hellroter Rosen stand. Ich besuchte ihn des Morgens zuerst, wenn seine herrliche Farbenpracht im klaren Morgensonnenlicht leuchtete. Seine Blüten waren von lichtfarbener Zartheit und ihr Duft von berausender Süße. Ich schloß die Augen und grub mein Gesicht in die duftenden Blütenwolken, und die Erde entschwand mir vor seliger Betäubung. Ich liebte diesen Strauch über alles, und nirgends wieder fand ich so schöne, liebrende, duftende Teerosen wie im Garten meines Großvaters.

Mögen andere Gärten großartiger angelegt, ihre Blumen kostspieliger sein, nichts kommt dem Garten der Heimat gleich, und sei er noch so klein. Die Blumen wie die in Großvaters Garten fand ich in keinem der reichen Gärten wieder, die ich durchschritten habe. Es waren andere, neugezüchtete Blumen mit großklingenden Namen, üppiger Farbenpracht, aber geringeren Düften. Diese Blumen tragen etwas Unpersönliches mit sich; sie sind schön, aber sie rühren nicht an unser Herz. Die Blumen in Großvaters Garten aber sind Blumen der stillen Liebe.

Und noch einen Garten gibt es, der mich mit Heimatluft umweht; es ist der Garten des Großen Friedrich in Sanssouci. Wie manchen Frühlingmorgen und Sommerabend bin ich durch die schattigen Laubgänge gewandelt, dem Amsellied aus den hellgrünen Wipfeln lauschend und mich in die Blütenwunder der Sträucher vertiefend. Herzklopfend stieg ich in der Stille des Sommermittags, wenn kaum jemand sich dort aufhielt, die Terrassen zum Schlosse hinauf, das hoch oben wie eine weiße Marmormuschel am tiefblauen Himmel ruhte. Die Luft war erfüllt von seinem Geist, und ich fühlte die Nähe des großen Menschen so stark, daß ich jeden Augenblick wähnte, er müsse mir auf den breiten Stufen der Terrassen entgegentreten.

Beide Gärten, so verschieden voneinander, lösen in mir das süße Gefühl des Heimatlichen aus.

Das fiel mir ein . . .

Von Irmgard v. Zerssen

Während der Eröffnung der Gemäldeausstellung bei den Mecklenburgischen Heimat Tagen in Ratzeburg im Frühjahr dieses Jahres stieg eine andere aus meiner Erinnerung auf und nicht etwa wie aus „abgelebten Zeiten“, sondern sehr lebendig, obgleich anderthalb Menschenalter zwischen beiden liegen. Gemeinsam ist ihnen weitgehend ihr mecklenburgischer Nährboden. Die diesjährige Ausstellung blieb Mecklenburger Malern vorbehalten, die in Schleswig-Holstein an die Öffentlichkeit traten, in der damaligen stellten Künstler aus verschiedenen deutschen Gauen in Mecklenburg — in Doberan — aus. Die eine war Anfang Juni 1973, die andere Ende Juni 1929. Das war an einem Sonntag. Sie stand unter der Schirmherrschaft des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg. Sie war ausschließlich jungen unbekanntem Malern gewidmet.

In meinen Doberaner Aufenthalt von nur wenigen Tagen fiel die Eröffnungsfeier. Ein Gottesdienst in der herrlichen alten Klosterkirche ging voran. Augen und Gedanken waren nicht immer dem Pastor und seiner Predigt zugewandt. Ich ertappte mich, wie sie auf Abwegen wandelten. Sie streiften wieder und wieder Kunstdenkmäler und Grabsteine. Wer kannte sie nicht, die Grabplatten, die die Kirche der Nachwelt so wohl bewahrte! Keines Künstlers Hand hat sie geprägt. Nur der Steinmetz hinterließ, die Jahrhunderte überdauernd, Spuren auf ihnen. Sorgsam und bis auf den heutigen Tag deutlich lesbar ist Buchstabe für Buchstabe in den Stein gemeißelt.

Über den Sprüchen, die sie tragen, liegt ein Hauch von Humor, von Philosophie, von liebevollem oder derbem Spott. Ein verhaltenes Lachen schwingt mit, das die Trauer um den Dahingeschiedenen besänftigt und dem Tod seinen Stachel nimmt. Wer erinnert sich nicht an „Gottfried Merkel“, an „Ahlke Pott“, an „Jochen Klaar“, an dem die Mönche noch nach seinem Tode Rache nahmen, weil er ein schlechter Kloster-Koch gewesen sein muß. Wie könnten sie sonst wohl den Nachruf für ihn beginnen lassen: „Hier ruhet Jochen Klaar, hei kakte selten gar“!

1969 war keine der Grabplatten mehr vorhanden. Nur einen Vers, den der Bülow, hatte man nicht entfernen können. Er ist an die Kirchenwand oberhalb des Einganges in deren Grabkapelle geschrieben, und daher rechnet ein Bülow auch fürderhin für alle Kirchenbesucher lesbar gründlich mit dem Düwel ab. Das einzige, was ich damals über den Verbleib der Grabplatten erfahren konnte war, daß sie in irgendeinem Museum, in welchem wußte man noch nicht, wieder aufgestellt würden.

Zwei Jahre zuvor schlugen bei einer Kirchenbesichtigung sächsische Laute dort an mein Ohr. Der Reiseleiter einer Gruppe von Sachsen und Thüringern verhochdeutschte der Gesellschaft diese plattdeutschen Inschriften. Hochdeutsch und sächsisch, das war zuviel für mein mecklenburgisches Ohr und Gemüt.

Nach dem Kirchgang damals hielt das Herzogliche Paar kurz Audienz auf einem Rasenstück vor der Kulisse der Zisterzienserkirche. Anschließend ging man in ein nahegelegenes Gebäude, in dem die Ausstellung untergebracht war.

Die Eröffnungsansprache hielt ein weißhaariger Geheimrat von Sowieso aus Berlin. Seinen Namen habe ich im Laufe der Jahre vergessen. Unvergessen hingegen ist mir sein Schlußwort. Er wandte sich darin sehr eindringlich an seine Hörer mit den Worten: „Und nun bitte ich Sie, gehen Sie nicht nur als Seh- sondern auch als Kaufleute durch diese Ausstellung. Die überwiegende Mehrzahl der jungen Künstler hat wirtschaftlich schwer zu ringen. Ihnen würde daher der Verkauf eines ihrer Werke manches erleichtern. Aber auch für Sie könnte der Erwerb eines dieser Bilder von Bedeutung sein. Dazu möchte ich Ihnen etwas aus meinem Leben erzählen. Ich war Schüler des Joachimsthaler Gymnasiums in Berlin, als eines Tages ein junger Stipendiat in

meine Klasse aufgenommen wurde. Das war zu der Zeit etwas sehr Ungewöhnliches. Er war der durch hohe Begabung ausgezeichnete Sohn eines Flickschusters — eines von mehreren Kindern, die der Vater schlecht und recht — aber mehr schlecht als recht — aufzog. Ich bin in dem Schusterkeller gewesen und kenne das armselige Zuhause des Mitschülers durch Augenschein. Das Familienoberhaupt war unermüdlich fleißig, und sein Verdienst hätte zu einem wenn auch noch so bescheidenen Leben gereicht, wenn er nicht einen „Sparren“ gehabt hätte, der der ganzen Familie der sogenannte Dorn im Auge war. Für ihn war es eine Lebensnotwendigkeit, die ihm die Brücke schlug in eine andere, bessere Welt. Das aber kostete Geld, sauer verdientes, mühsam zusammengespartes — Groschen um Groschen, Mark um Mark. Er besuchte nämlich Gemäldeausstellungen, fast ausschließlich solche von Künstlern, deren Namen keiner kannte. Dort versank für ihn die rauhe Wirklichkeit. Er sah nicht nur, er kaufte auch. Für wenig Geld erwarb er aus dem Angebotenen von den Unbekannten, Ungenannten, die froh waren, in ihm einen immer wiederkehrenden Besucher und Käufer zu finden. Sie ließen ihm für Spottpreise das, was er besonnen und mit großer Sorgfalt auswählte. Man fragt sich, was versteht er schon von Kunst, dem Malverfahren und der Qualität eines Werkes? Ihn hielt eine echte Sammelleidenschaft gepackt, und die forderte ihren Preis, Geld und nochmals Geld, das seiner Familie abging. Keiner von denen konnte nachvollziehen, was diesen schlichten Mann bewegte und ihn zu einem schlechten Hausvater machte. Nicht ein Einziger schenkte je den Bildern Beachtung, die in Schrank- und Kommodenschiebladen ein Dasein im Verborgenen führten. Denn Bilderwände gab es in der kleinen Wohnung nicht, an die man sie hätte hängen können. Nur dann und wann holte er sie an einem Sonn- oder Feiertag still für sich hervor.

Um diesem unbegreiflichen Tun ein Ende zu machen, hatte man der Frau und den inzwischen herangewachsenen Kindern geraten, ihn unter Kuratel zu stellen. Aber dazu kam es nicht, weil kein Arzt ihm Unzurechnungsfähigkeit bescheinigen konnte. So ging denn alles unverändert seinen Gang weiter wie bisher — auf der einen Seite der Mann mit seiner heimlichen Freude an seinem Schatz (und einem unguuten Gefühl der Familie gegenüber), auf der anderen Seite Frau und Kinder in ihrer Vorwurfshaltung. Und dann geschah es eines Tages, daß er starb.

Die Familie hätte gern seine gesamte Hinterlassenschaft, all das, was sie ein Leben lang duldend und seufzend ertragen hatte, auf dem Scheiterhaufen verbrannt, um von dem ganzen Ärgernis so schnell und so gründlich wie möglich befreit zu sein. Da fanden sie an irgendeinem verborgenen Platz eine lange Liste mit einer genauen Aufstellung dessen, was er so nach und nach im Laufe vieler Jahre zusammengetragen hatte. Da stand es nun schwarz auf weiß, was er sich — und mit ihm allen anderen — vom Munde abgespart hatte: das Datum des Kauftages, der Name des Malers, Angabe des Sujets und der Preis des Bildes. Ihnen gingen die Augen über, als sie die Endsumme errechneten, die 10 000 Mark ergab. Nun wollten sie doch lieber verkaufen, in der Hoffnung, wenigstens einen kleinen Teil des Geldes aus dem Erlös der Bilder zu erhalten. Irgend jemand riet, einen Kunstsachverständigen hinzuzuziehen, um sich von dem beraten zu lassen. Eine der Galerien in der Residenz übernahm den gesamten Nachlaß und brachte ihn zur Versteigerung. Es hatte sich herausgestellt, daß eine ganze Anzahl der einstmals unbekanntem Maler inzwischen einen Namen hatte. Einige von ihnen hatten sogar weltweiten Ruf erlangt. Mit feinem Fingerspitzengefühl für Kunst und ihre Werte, für das Kommende und Bleibende hatte der Schuster seine Wahl getroffen. Man riß sich um die Bildwerke, man trieb sich gegenseitig ihren Wert in die Höhe. Es ist eine echte Sensation in der Kunstwelt gewesen. Die Auktion erbrachte die runde Summe von einer Million Mark.

Hiermit schließe ich meine Einführungen, die Sie hoffentlich nachdenklich gemacht haben, und erkläre die Ausstellung für eröffnet.“

Damit endete das moderne Märchen. Die Erben des armen, reichen Schusters lebten von nun an — hoffentlich! — glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch — oder doch vielleicht in ihren Nachkommen weiter.

Leben und Wirken des mecklenburgischen Dorfschulmeisters Friedrich Rehm

Mein Vater, der Kantor u. Lehrer Friedrich Rehm, verstarb in Schwerin i. Mecklb. am 18. Mai 1935. Er wurde im Lehrerhaus zu Goldebee am 6. Aug. 1849 geboren. Nach Absolvierung der Volksschule besuchte er das Lehrerpräparandum in Ludwigslust und nach einer Praxis als Assistent das Lehrerseminar zu Neukloster. Er amtierte in Herren-Steinfeld und Welzien bei Grevesmühlen und später in Pampow bei Schwerin als Lehrer und Organist. Hier von 1894—1922. Dieser Zeitraum war seine Hauptwirkungszeit, in dem Sinne, wie es von der Seminarleitung Neukloster angestrebt wurde. Sie entließ die Absolventen mit dem Rüstzeug und den Weisungen für Anleitung der Dorfbevölkerung im Sinne der Erhaltung der Eigenheiten derselben und Förderung in geistiger Hinsicht sowohl in ihrem Existenzkampf als Landwirte wie in kultureller Hinsicht als verantwortliches Glied des Volkes.

Da seine Frau, meine Mutter, auch aus einem Lehrerhaus in Kirchdorf auf Poel stammte, waren die Voraussetzungen gegeben, die die Not und Freude eines ländlichen Lebens in jeder Situation richtig einschätzen und erleben ließen.

Die Pampower Schüler wurden in zwei Klassen von meinem Vater und einem Assistenten unterrichtet.

Sie saßen auf Bänken, die von meinem Vater selbst konstruiert waren und eine körpergerechte Haltung beim Schreiben ermöglichten. Er durfte sie auf Staatskosten für seine Schule anfertigen lassen.

Manche seiner Zöglinge nahmen die Nähe der Stadt Schwerin, der Bahn und des Forstamtes wahr, um sich einen Beruf außerhalb des Dorfes zu suchen und fanden dann für ihre Vorbereitung stets eine willige Beratung und entsprechende kostenlose Weiterbildung.

In den Übergangs- und Wintermonaten waren, im Rahmen des Kriegervereins, Bauern, Handwerker und Arbeiter zu einer Gesangsgruppe zusammengeschlossen und produzierten sich nach gehörigen Proben unter Leitung meines Vaters bei anfallenden Festlichkeiten. Auch eine Musikantengruppe hatte sich gebildet und verlangte Anleitung. Diese wurde so versiert, daß sie für Hochzeiten die sogenannte Nachfeier an dem der Hochzeit folgenden Sonntag übernehmen konnte. Der Pastor Friedrich Bachmann und mein Vater veranstalteten auch Unterhaltungsabende für die Gemeinde, zu der insgesamt 6 Dörfer gehörten. Das Herzstück eines solchen Unterhaltungsabends war dann eine Aufführung plattdeutscher Dichtung, wie z. B. „Ut dei Franzosentied“ u. ä.

Anleitung, Einübung und Ausstaffierung geschahen im Lehrerhaus unter Heranziehung der Dorfeinwohner auch besonders in der Herleihe der noch vorhandenen altmecklenburgischen Ausrüstungsgegenstände.

Für besondere Feiern, wobei Gedenkreden gehalten werden mußten, fielen dieselben selbstverständlich meinem Vater zu.

Solange wir noch, wie es damals üblich war, eine eigene Landwirtschaft betrieben, versuchte mein Vater vor und in den ersten Jahren nach der Jahrhundertwende auch Anregung zum ertragreicheren Wirtschaften zu geben. Da das Ackerland des Dorfes im allgemeinen als verhältnismäßig leicht zu bezeichnen war, kam auch die Einführung von Gründüngung in Betracht, und zwar mit „Seradella“ und „Spörrel“, z. T. gleichzeitig als Zwischenfrucht verwandt. Die Lupine wurde erst etwas später für diese Zwecke angebaut, zumal noch keine bitterstofffreien Sorten vorlagen. Im allgemeinen wurde noch mit Kalkmergel aus „Mergelkuhlen“ gedüngt. Mein Vater verwandte außerdem die käuflichen Düngemittel, vor allem auch den Chilesalpeter für den Kornanbau und forderte durch den guten Stand der Ernten die Bauern auf, ihm gleichzutun.

Er schaffte zum besseren Reinigen des Saatkorns einen Zylinder an, ließ denselben zur Saatkornbereitung aus und erreichte dadurch allgemein die Eindämmung der Kornblumen und vor allem der Kornrade. Für das Gebrauchskorn genügte im allgemeinen die „Rummel“. Zur besseren Bodenbearbeitung wurde ein Kultivator erworben und zur Mitbenutzung zur Verfügung gestellt. Ab 1906 ließ sich die Ackerwirtschaft nach der Auffassung meines Vaters nicht mehr mit den beruflichen Aufgaben in Zusammenklang bringen und wurde daraufhin aufgegeben.

Um 1910 herum richteten der Pastor Bachmann und mein Vater mit einigen Bauern eine Raiffeisenkasse ein, deren ehrenamtliche Rechner- und Kassenführung meinem Vater zufiel. Diese Aufgaben wurden später noch erweitert durch eine Raiffeisengenossenschaft, deren Angliederung aber eine Hauptkraft aus dem Dorfe verlangte. Anleitung und Geschäftsführung fielen wiederum meinem Vater zu.

Der Arbeitstag begann in aller Frühe und endete in den späten Abendstunden, vor allem der Landmann wickelte gerne sein Geschäfte nach seinem Arbeitstage ab.

Es war eine immense Arbeitskraft, die für Beruf und Tätigkeit für die Gemeinde aufgewandt werden mußte. Eine Tätigkeit, die einen Menschen voll und ganz ausfüllte und befriedigte.

Sie wurde auch anerkannt, wie z. B. aus einem Fall beweiskräftig hervorging.

Als während des Krieges 1914/18 Nahrungsmittelkarten vom Dorfschulzen ausgegeben werden mußten, ließ sich derselbe die Anleitung zur Ausgabe und Listenführung geben, da ja das „Amtsdeutsch“ nicht immer leicht verständlich war. Es ging eine Zeitlang gut, bis der Schulze doch etwas in Unordnung geriet, und zwar derart, daß mein Vater die Durchforstung der Listenführung wegen Zeitmangels ablehnen mußte und empfahl, eine diesbezügliche Kraft vom Amt Schwerin anzufordern. Das geschah und da auch mein Vater sich von dem Gang der Dinge überzeugen wollte und den Schulzen befragte, wie der Mann von dem Amt damit fertig würde, antwortete der Schulze: „Herr Rehm, ick glöw, dei is noch dümmer as sei!“

Mit 72 Jahren ging mein Vater in Pension und verzog nach Schwerin. Hier war er bis zu seinem Tode aktives Mitglied der von Dr. Buhle geleiteten plattdeutschen Vereinigung der „Feldflüchter“. Er stand auch in regem Verkehr mit Professor Wossidlo, der ihn gelegentlich zum mündlichen Gedankenaustausch in Schwerin aufsuchte und ihm für seine Mitarbeit durch Überreichung seiner Werke mit persönlichen Widmungen dankte.

Nachwort der Schriftleitung.

Den vorstehenden Bericht verdanken wir Herrn Dr. W. Rehm, dem Sohn von Friedrich Rehm. Er hat uns auch Manuskripte aus dem Nachlaß seines Vaters für das Carolinum zur Verfügung gestellt, von denen wir in „Uns plattdütsch Eck“ im vorigen Carolinum eine Probe brachten, den Anfang von „Wat is up'n Dörp los?“. In diesem Heft finden unsere Leser die erste Fortsetzung.

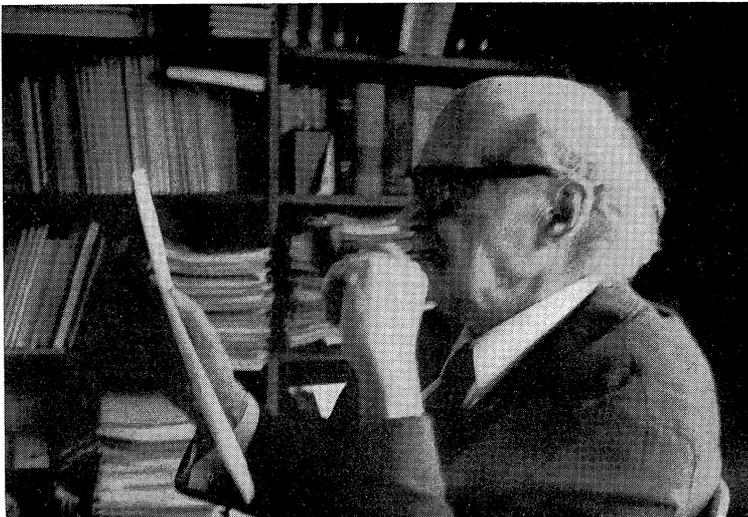
Archivrat Dr. Georg Tessin erhielt den Mecklenburger Kulturpreis

Am 6. Oktober wurde nach der festlichen Einweihung der Stiftung Mecklenburg im Rokosaal des Herrenhauses in Ratzeburg der diesjährige Mecklenburger Kulturpreis durch den 1. Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft Mecklenburg, K. W. Flint, an Archivrat Dr. Georg Tessin (Koblenz) verliehen. Der von Prof. Siems gegründete Gudower Chor gab die musikalische Umrahmung der Feierstunde. Die Laudatio hielt Prof. Roderich Schmidt (Marburg), eine einzigartige Leistung in der Art ihrer begründeten Würdigung und höchsten Anerkennung des Archivars, Historikers und nicht zuletzt der Persönlichkeit Dr. Tessins.

Wir drucken den Text der Verleihungsurkunde wörtlich ab, setzten aber einen kurzen Lebenslauf des Kulturpreisträgers voran.

Dr. Tessin entstammt einer Mecklenburger Familie. Nach der Schulzeit in Rostock wurde er 1917 zum Flugmeldedienst einberufen und kehrte 1919 nach Rostock zum Studium zurück, das er 1922 mit einer Dissertation zur „Geschichte des mecklenburgischen Militärwesens 1640—1719“ beendete; die Arbeit wurde 1966 als Buch in den „Mitteldeutschen Forschungen“ wieder aufgelegt. Dann unterbrachen die Zeitumstände seinen wissenschaftlichen Weg für ein Jahrzehnt; erst 1932 konnte der Verfasser nach erfolgreicher Tätigkeit als Verkehrsexperte zunächst der „Derutra“, später der „Hapag“ wieder seiner alten Neigung zur Militärgeschichte folgen: nach Spezialausbildung am Institut für Archivwissenschaft (Geh. Staatsarchiv Berlin-Dahlem) war er von 1933 bis 1939 Staatsarchivar in Schwerin.

Wiederum sollten ihn die Zeitverhältnisse fast den gleichen Weg nochmals gehen lassen: Während des ganzen Zweiten Weltkrieges war er wieder im Flugmeldedienst eingesetzt, von 1945 wieder bis 1953 im Verkehrswesen tätig — zuletzt als Verkehrsdirektor von Schleswig —, um 1954 erneut in den staatlichen Archivdienst zurückzukehren, und zwar zunächst für ein Jahr in Göttingen, dann ab 1955 am Bundesarchiv Koblenz, Abteilung Militärarchiv.



Dr. Georg Tessin

Text der Verleihungsurkunde

Mit Georg Tessin wird ein mecklenburgischer Archivar und Historiker geehrt. Von 1933 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war das Meckl. Geheime und Haupt-Archiv zu Schwerin seine Wirkungsstätte. Nach dem Kriege fand er ein neues Tätigkeitsfeld im Bundesarchiv zu Koblenz, wo er bis zu seiner Pensionierung 1964 als stellvertretender Leiter der Abteilung Militärarchiv tätig war.

Georg Tessin hat sich einen Namen gemacht durch seine Bände über die Formationen der Reichswehr, der Wehrmacht und der Ordnungspolizei, weitere über die mittel- und nordeuropäischen Regimenter im Ancien Regime sind bereits angekündigt.

Diese Beschäftigung mit der Militärgeschichte nimmt ihren Ausgang von seiner Rostocker Dissertation über die „Geschichte des mecklenburgischen Militärwesens 1648—1718“ (1922), die durch die Ungunst der Verhältnisse zunächst ungedruckt geblieben, 1966 dank der Unterstützung des Wissenschaftlichen Arbeitskreises für Mitteldeutschland veröffentlicht werden konnte. Neben einer Reihe von Beiträgen zur mecklenburgischen Militärgeschichte ist das profunde zweibändige Werk über „Die deutschen Regimenter der Krone Schweden“ (1654—1718) zu nennen, das 1965/67 in den Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern erschien.

Der zweite Schwerpunkt der historischen Arbeiten Georg Tessins sind seine zahlreichen Beiträge zur Geschichte des mecklenburgischen Bauerntums. Im Verein mit anderen Historikern hat er durch sie dazu beigetragen, das Bild über das Verhältnis von Bauerntum und Ritterschaft in Mecklenburg zurechtzurücken. Als Beispiel für viele Arbeiten sei einer der letzten Aufsätze aus diesem Forschungsgebiet genannt:

„Wert und Größe mecklenburgischer Rittergüter zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges.“

Von bleibender Bedeutung ist seine bestimmende Mitarbeit an den sogenannten Mecklenburgischen „Bauerlisten“, einer Edition von Steuer- und Abgaberegistern sowie ähnlichen Verzeichnissen aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Von den drei bisher erschienenen Bänden hat G. Tessin zwei bearbeitet, den dritten ergänzt und zu Ende geführt. Drei weitere waren von ihm vor Kriegsbeginn fertiggestellt oder angefangen. Es hat sich gezeigt, daß dieses großangelegte, das Mecklenburgische Urkundenbuch fortsetzende wissenschaftliche Unternehmen nicht nur für die Familienforschung von Bedeutung, sondern ebenso auch für die Sozial-, die Wirtschafts- und die Verwaltungsgeschichte von Wert ist.

Mit der Verleihung des Mecklenburger Kulturpreises werden diese hervorragenden Leistungen anerkannt.

Diese Urkunde ist ausgestellt am Tage der feierlichen Verkündigung.

Einige Hinweise auf Publikationen und wissenschaftliche Werke von Dr. Tessin.

Wir beginnen mit einigen Werken, die im Verlag Böhlau, 5 Köln-Nippes, Schwerinstraße, erschienen sind.

1. Das Carolinum brachte im Heft 47 (1967) eine 2 Seiten lange Besprechung des Buches: „Die deutschen Regimenter der Krone Schweden“. Teil 1. Später ist auch der 2. Teil erschienen, über den wir in einem unserer nächsten Hefte referieren werden.

Heute wollen wir besonders hinweisen auf das Mecklenburg in den Vordergrund stellende Buch: „Mecklenburgisches Militär in Türken-Franzosenkriegen 1648—1718“.

Der Leser wird überwältigt von der Gründlichkeit der Methode, durch die Tessin das umfangreiche Archiv-Material bis in das letzte Detail erfolgreich auswertet. Man kann eine solche Leistung nur bewundern. Auch Leser, die nicht sonderlich an Militärgeschichte interessiert sind, kommen reichlich auf ihre Kosten durch die zahlreichen kulturgeschichtlich wichtigen Ausführungen und Schlaglichter. Der Inhalt dieses Buches kann nicht besser charakterisiert werden als durch die Zusammenfassung, die der Autor selbst gibt. Wir bringen sie anschließend:

„In der vorstehenden Veröffentlichung glaubt der Verfasser eine Spanne mecklenburgischer Militärgeschichte dargestellt zu haben, die wie keine andere vorher oder nachher eine Fülle der mannigfachsten Erscheinungen zeigt. Viele Anklänge sind noch vorhanden an die Zeiten des 30jährigen Krieges, viele Linien führen aber auch hinüber zu den Truppenschöpfungen späterer Zeit. Deutlich zeichnen sich drei Epochen ab. In der ersten bietet Mecklenburg das typische Bild eines kleinen nicht armierten Territorialstaates, dem es genügt, seine Festungen spärlich zu schützen und seine Reichspflicht selbst, teils durch Verträge mit größeren armierten Staaten zu erfüllen. Die gelegentliche Aufstellung größerer Verbände geschieht nur auf besondere politische Veranlassung. Es sind Verbände, die nur auf kurze Zeit geschaffen sind und durchaus keinen dauernden Charakter tragen. In der inneren Organisation, der Einteilung der Kompanien und der Zusammensetzung der Mannschaft, sind noch durchaus die Vorbilder des 30jährigen Krieges maßgebend. In der zweiten Epoche (dem spanischen Erbfolgekrieg) tritt Mecklenburg selbst in die Reihe der armierten Staaten. Die Vereinigung des Schweriner und Güstrower Landes hatte ja auch eine größere tatsächliche Macht geschaffen. Neben Lüneburg, Preußen, Dänemark und Hessen-Kassel in erster, sind es Mecklenburg, Braunschweig, Württemberg, Ansbach und Holstein in zweiter Linie, deren Truppen durch Vermietung in die Dienste der Seemächte und des Kaisers einen bedeutenden Teil der Kampfeslast tragen. Vorherrschend in dieser Epoche ist die Absicht der Regierung, die neugebildete Truppenmacht finanziell auszunutzen. In der inneren Organisation kreuzen sich die mannigfachsten Einflüsse von den Niederlanden, Dänemark, Schweden und Lüneburg mit denen aus dem Heere des Kaisers und Preußens. In den letzten Jahren des Krieges beginnt das preußische Vorbild schon auf Gliederung und Zusammensetzung der mecklenburgischen Truppen maßgebend zu werden. Die dritte nur kurze Epoche wird gekennzeichnet durch das Streben des Herzogs Karl Leopold, seine Truppen als politischen Machtfaktor zu gebrauchen, sei es im Kampf gegen die widerspenstigen Stände im Innern, sei es zu noch nicht aufgeklärten außenpolitischen Zielen. Unter ihm erreichen die mecklenburgischen Truppen mit fast 10 000 Mann eine Stärke, wie sie nie vorher und nie nachher, auch in den Befreiungskriegen nicht, erreicht haben. Während es jedoch in Preußen bereits dem großen Kurfürsten gelungen war, den Widerstand der Stände zu brechen, behalten diese in Mecklenburg auf die Dauer die Oberhand. Der Herzog muß mit seinen Truppen das Land räumen, und fremde Exekutionstruppen halten es lange Jahre hindurch besetzt. Die tapferen mecklenburgischen Truppen aber schmelzen in der Ukraine in erschreckender Weise zusammen. Nur geringe Reste sind es, die 1748 in die Heimat zurückkehren und hier den Stamm des Regiments Zülow bilden, auf das in der Folge das Füsilierregiment 90 seine Geschichte zurückführt. Erst in den Kriegen gegen die französische Revolution kommen Mecklenburger Truppen wieder zu kriegerischer Verwendung. Die Erinnerung an die Regimenter, die schon am St. Gotthard, vor Groningen und Belgrad, bei Höchstädt und Malplaquet gefochten hatten, war jedoch den neuen Truppen verlorengegangen. Deshalb dürfte es berechtigt gewesen sein, das Militärwesen einer Spanne mecklenburgischer Geschichte zu schildern, in der die Sorge um das Militär, wie vor allen Dingen zu Zeiten Karl Leopolds, ganz unbedingt im Vordergrund staatlichen Interesses stand.“

Die Menschen werfen sich im Politischen wie auf dem Krankenlager
von einer Seite zur andern, in der Meinung besser zu liegen.

Goethe

Bericht über das 7. Caroliner-Treffen in Marburg

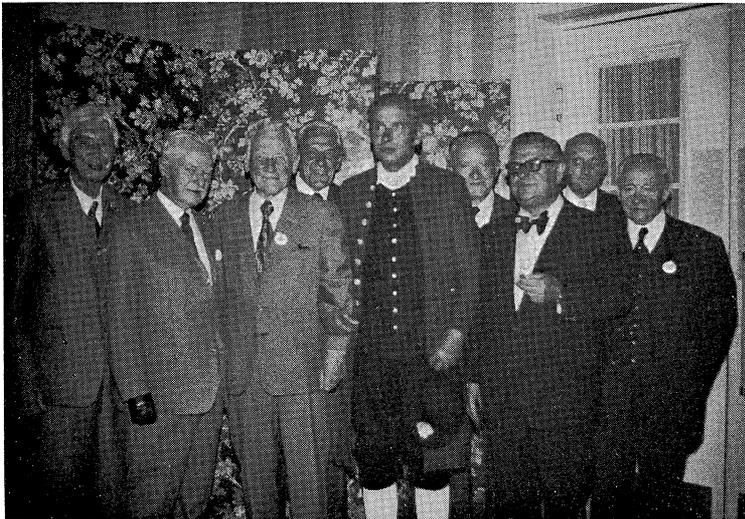
Vom 20. bis 23. September 1973 fand das diesjährige 7. Caroliner-Treffen wiederum in Marburg statt.

Es wurde nach der vorausgegangenen Sitzung des Vorstandes am Abend des 20. September am Nachmittag des 21. September 16.00 Uhr im Kurhotel Ortenberg mit der Hauptversammlung durch den Vorsitzenden Landessozialgerichtsrat a. D. Peter Heitmann eröffnet.

Am Beginn dieser gutbesuchten Hauptversammlung standen Worte des Gedenkens und des Dankes an unseren am 18. Juli verstorbenen Herausgeber und Schriftleiter unserer Zeitschrift, Oberstudiendirektor a. D. Piehler, der alle Caroliner-Treffen wesentlich mitgestaltete. Zugleich gedachte der Vorsitzende des verstorbenen Vorstandsmitgliedes Walther Rieck und aller seit dem letzten Marburger Treffen von uns gegangenen Caroliner. Nach dem turnusmäßigen Ablauf der Tagesordnung mit dem Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden, dem Kassenbericht und der Kassenprüfung wurde dem Vorstand Entlastung erteilt und zur Neuwahl geschritten, die auf entsprechenden Antrag eines Mitgliedes zur Wiederwahl des bisherigen Vorstandes führte. Als neues jüngeres Mitglied wurde **Dr. Günther Pohl** hinzugewählt. Die schon vor dem Tod unseres verehrten Gustav H. Piehler von Peter Heitmann und Dr. Lehmbecker gemeinsam übernommene Schriftleitung, in der Peter Heitmann für die Personalnachrichten, Dr. Lehmbecker für die Manuskripte zeichnet, wurde mit großer Zustimmung der Mitglieder gutgeheißen, weil sie die Tradition der Zeitschrift „Carolinum“ weiterhin fortführen.

Das nächste Treffen wurde für das Jahr 1975 wiederum in Marburg in Aussicht genommen.

Nachdem sich bereits viele Bekannte und gute Freunde in den Straßen Marburgs getroffen und die allgemeinen und persönlichen Begebenheiten seit der 175-Jahrfeier vor 3 Jahren erörtert hatten, fand am 21. September der Begrüßungsabend im Kurhotel



Heini Diederichs als „Meckelbörger Jung“ im Kreise des Gesamtvorstandes — links neben ihm Prof. Dr. Wilhelm Westphal



Oberstudienrat a. D. Dr. Hans Stichel (stehend rechts), der letzte anwesende Vertreter unseres alten Lehrerkollegiums, im fröhlichen Kreise

Ortenberg statt, zu dem wie in den Vorjahren eine stattliche Zahl von Carolinern mit „Gefolge“ erschienen war. Dieser Abend war der eigentliche Höhepunkt der Festtage, an ihm nahm auch in Vertretung seiner alten Schule Oberstudiendirektor a. D. Professor Dr. Luther teil. Freudige Überraschung und stürmische Umarmungen standen am Beginn des Abends, in dessen weiterem Verlauf dann Erinnerungen an gemeinsam verbrachte Jugendzeiten mit den Gefährten von damals gesponnen wurden, wobei die Sprache des Erzählenden meist in das altgewohnte Mecklenburger Platt verfiel. Die Muttersprache kam auch zu Ehren im Vortrag eines Gedichts von Paul Warncke über mecklenburger Art, die durch die heimatliche Tracht des Vortragenden Heiner Diedrichs besonders zur Geltung kam. So vergingen die Stunden im wechselseitigen Austausch der Erinnerungen und Gedanken bis spät in die Nacht.

Alle Teilnehmer fanden sich am Sonnabend Vormittag in der schönen Elisabeth-Kirche vereint und hörten die Predigt des Caroliners, Kirchenrat Dr. Christian Berg aus Berlin, die wir anschließend gesondert bringen und die in harmonischem Zusammenklang von Orgelspiel, gemeinsamem Gesang und der lebendigen Wiedergabe Purcellscher Musik durch ein Ensemble des Marburger Gymnasium Philippinum umrahmt war.

Mittags saßen alle Teilnehmer vereint bei Speis und Trank um die Festtafel im „Ortenberg“, wobei unser 1. Vorsitzender Peter Heitmann einen Trinkspruch auf die Carolinerschaft ausbrachte und Dr. Hermann Stech ihm und dem Vorstand für dies gelungene Treffen dankte.

Die am Nachmittag anschließende Rundfahrt durch Marburg war mehr eine Rundumfahrt, bedingt durch die geographische Lage der Stadt im engen Lahntal und die für den Verkehr mit Touristenbussen glücklicherweise unzugängliche Altstadt.

Wer Marburg mit seiner Burg touristisch noch nicht erobert haben sollte, muß dies gemächlich zu Fuß tun, und er wird reich belohnt und ermuntert werden durch den Blick in die geruhsame Vergangenheit, besonders, wenn er zur vollen Stunde den Flügelschlagenden Hahn vom Giebel des Rathauses mehr krächzen als krähen hört. Die Rundfahrt führte also im weiten Umkreis durch Täler und über Höhen, wobei der Blick hinab auf Häuser und Türme der Altstadt wechselte mit Ausblicken über Wald und Feld der vulkanisch bewegten hessischen Landschaft mit Burgruinen und gefälligen Wohnsiedlungen sowie den ausgedehnten Neubauten der Universität.



Der Abend sah alle Festteilnehmer vereint bei Gläserklang und Tanz, wobei wir Älteren, denen das Gespräch mehr am Herzen lag als der Tanz, durch den Lärm der Tanzkapelle fast völlig erschlagen wurden. Dies nahmen wir der Jugend zuliebe in Kauf. Zu später Stunde erschien auch der 2. Bundesvorsitzende der Landsmannschaft Mecklenburg, Professor Emil Schlee, Mitglied des hessischen Landtages. Er wurde bald in die beschwingte Stimmung dieses Treffens hineingezogen, von dem der Vorsitzende Peter Heitmann in seiner Ansprache sagte, es sei zwar — anders als das im Jahr 1970 — nur ein einfaches, schlichtes Treffen gewesen, aber dennoch nicht ohne Glanz und Gloria. Den Glanz hätten wir den leuchtenden Augen unserer Frauen entnommen und Gloria würden wir sicherlich noch aus den durstigen Kehlen unserer Männer hören. Es fehlte dann auch zu vorgerückter Stunde nicht das entsprechende Lied.

Weil meine Frau und mich die herbstliche Sonne lockte, fuhren wir — so schreibt unser Berichterstatter Roderich Schröder — früh am Sonntag morgen aus der noch stillen Stadt das Lahntal hinab in südliche Fernen mit dem Versprechen und der Erwartung, in zwei Jahren wieder vereint zu sein. Viele andere blieben noch bis zum Sonntagmittag und konnten sich nur schwer aus den fröhlichen Gesprächskreisen im Saal des Kurhotels Ortenberg lösen!

Predigt des Kirchenrats Dr. Christian Berg in der St.-Elisabeth-Kirche zu Marburg, am 22. September 1973

Liebe Alt-Caroliner mit Euren Angehörigen und Freunden!

Ihr habt mich als einen, der ebenfalls unverlierbare Erinnerungen und Prägung durch die Schule in Neustrelitz sein eigen nennt, gebeten Euch am Beginn des diesjährigen Treffens in dieser einmalig schönen Kirche den Gottesdienst zu halten. Es mag wohlgetan sein, nun zu hören auf die Worte des **Psalm 102 24—28**:

Du Herr demütigst auf dem Wege meine Kraft; Du verkürzt meine Tage.

Ich sage: Mein Gott, nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage! Deine Jahre währen für und für.

Du hast vormals die Erde gegründet, und die Himmel sind Deiner Hände Werk.

Sie werden vergehen, Du aber bleibst. Sie werden alle veralten wie ein Gewand; sie werden verwandelt sein wie ein Kleid, wenn Du sie verwandeln wirst.

Du aber bleibst, wie Du bist, und Deine Jahre nehmen kein Ende.

1.)

Wir halten uns vor Augen, daß **wir zu einem Geschlecht unerhörter Wandlungen gehören**: und unsere Gruppe mag nochmals in besonderer Weise diese Empfindungen haben, der Veränderung unterworfen worden zu sein, wie Generationen vor uns nicht in ähnlicher Weise.

Vor genau einem Jahr war es mir — seit über 20 Jahren Bürger von West-Berlin — nach bald 15 Jahren endlich wieder vergönnt, in Verfolg der neuen Regelungen einen Tag in Neustrelitz zu verbringen. Ich ging nachdenklich durch einige Straßen, auch natürlich durch die Glambecker Straße vorbei an der alten Schule, stand auch vor dem ‚neuen‘ Carolinum, weiterhin in Gebrauch der russischen Armee. Der Zierker-See blitzte an jenem Spätsommertag durch die Bäume des Schloßgartens, die alten Wege im Tiergarten fand ich nur teilweise. Die Straße am Abend über Zwenzow nach Mirow war still und schön wie ehemals und gut zu fahren. Wie wachten die Erinnerungen auf!

Aber die Menschen!? Ich fragte nach diesem und jenem. Die meisten waren unbekannt und vergessen. Bisweilen hieß es: Gefallen! Oder aber: In den Westen gegangen in den 50er Jahren. Einmal auch noch: In den Tagen des Zusammenbruchs elend angekommen! Genau wie der Psalm sagt: In der Hälfte seiner Tage hinweggenommen!

Das Grab meiner Eltern war noch ein gepflegter Platz, wo es möglich war, ein stilles Gebet zu sprechen; der gefallenen Brüder Grabkreuze waren nicht mehr vorhanden. Den Sportplatz in den Küsseln, wo Gymnasium und Realgymnasium zu meiner Zeit ihre erbitterten Schlagballkämpfe ausgetragen hatten, und von wo uns Studienrat Gerlach so manchen Nachmittag mit klingendem Spiel und Gesang in die Stadt zurückgeführt hatte, fand ich nicht mehr. Viele und vieles war nicht zu finden, Menschen und Stätten der Jugendzeit nicht mehr. Nicht nur natürliche Veränderungen der Zeit, sondern dramatische Verwandlungen extremer Ereignisse waren über sie hinweggegangen. Es war wohl noch Neustrelitz, aber wie tiefgreifend umgestaltet, und nicht mehr die kleine Stadt unserer Jahre.

Das Herz riß sich los vom Gesehenen, Gehörten — eigentlich leichter als gedacht; aber ein leiser Schmerz blieb; und er kehrt wieder, wenn jener Tag in der Erinnerung wieder aufsteigt.

Warum war es leichter als gefürchtet, sich frei zu machen von der Last der verwandelten Jugendstätten? Vielleicht wohl deshalb, weil man sich als einer der Bewahrten und Davongekommenen, noch Lebenden und Tätigen vor Augen halten mußte, daß die umstürzenden Verwandlungen dieser Jahrzehnte viele andere — darunter liebste und beste Freunde — viel jäh und grausamer getroffen und sie verschlungen haben; und daß die Probleme und der Umfang des raschen Szenenwechsels in unserer Welt und Zeit uns alle in geistige Atemnot zu bringen drohen, weil wir einfach nicht mehr mitkommen. Ist es wirklich ratsam zu beten: Nimm mich nicht weg in der Hälfte meiner Tage? Haben uns nicht unsere Altphilologen-Lehrer über den erkenntnistiefen vorchristlich-heidnischen Satz nachzudenken gelehrt: Jung stirbt, wen die Götter lieben? Wie immer — die bedrängenden Gedanken bleiben in der Schwebe, lösen sich von dem, den sie aufsuchen, und kommen doch wieder zu ihm.

2.)

Aber nun sind wir ja an diesem Ort und in dieser Stunde nicht beisammen, um Gedanken über den Wandel der Zeiten im Allgemeinen und Besonderen nachzuhängen. Ein uns von außen Beobachtender möchte sonst etwas achselzuckend über die völlig rückwärts gewandten Herrschaften als einen sentimental Club sogar ein wenig spötn: Die Leute taugten nicht mehr für die Gegenwart.

Die Worte des Psalms, die uns leiten, sind ja Teil eines Gesprächs mit dem lebendigen Gott, eines Gebets also. Und es ist **christlicher Glaube**, gemeinsam mit dem alten Brudervolk Israel, daß **Gottes verborgene Hand die Wandlungen unseres Lebens und aller Zeit heraufführt**. ER will erkannt werden hinter dem, was anscheinend ein nicht ent-

rätselbares Zufallsspiel irdischer Kräfte und Gewalten ist. Vor bald 3000 Jahren sind die Worte dieses Beters in oder um Jerusalem aufgezeichnet worden. In schon einer Woche hoffte ich dort zu sein und einige Wochen an einem Ort zu arbeiten, der wie wenige Plätze der Welt das Auf und Ab der Geschehnisse und tiefgreifendsten Veränderungen zu erleiden hatte — unvergleichlich stärker als unser liebes Heimatland Mecklenburg mit seiner Strelitzer Südostecke. Als ein ins Elend Geworfener klagt dieser Psalmsänger seinen Jammer und seine Not. Daß er es Gott klagt, auf den sein Herz vertraut, ist schon der Beginn des Getröstet-werdens und der beginnenden neuen Zuversicht; zumal ihn nicht nur sein persönliches Geschick der Vereinsamung und Hinfälligkeit quält, sondern die Zerstörung der Gottesstadt, letztlich die Ehre seines Herrn. Und er wird still in der Gewißheit, daß dieser Regent Himmels und der Erde zu seiner Stunde aus der Verborgenheit heraustreten, seine Majestät über aller Kreatur wie auch seine Güte gegenüber allen Geschöpfen seiner Hand offenbar machen wird.

Rühren uns diese alten Worte an, auf die in der Kette der Generationen viele gehört und aus denen sie Kraft geschöpft haben? Ich meine, sie können es. Ob wir überhaupt „Elende“ sind wie der Psalmbeter? Vielleicht kaum. Wir sind ja nur aus der engeren Heimat, dort im mecklenburgischen Norden, in die größere, noch immer deutsche Heimat gezogen — gedrängt — ausgewiesen . . . wie immer! O ja, es kann einem schon manchmal die Sehnsucht nach den weiten Kiefernwäldern, nach den stillen blinkenden Seen, nach dem bedächtigen Menschenschlag und seiner plattdeutschen Sprache überkommen. Entwurzelte — nein, so würden wir uns wohl kaum hier im Westen Deutschlands bezeichnen dürfen. Aber ein wenig aus dem Erdreich versetzt in einen anderen Boden, der uns gewiß auch nährt, so dürfen wir uns nicht selten erkennen. So gibt es manche unter uns, die darüber ein Hauch von Traurigkeit anrührt.

Mehr noch mag uns bekümmern die tiefer gehende Verwandlung von Geist und Ort und Lebensformen, die nun in unserer Heimatstadt etabliert ist. Das ist nicht mehr jener Humanismus aus klassischen und christlichen Wurzeln, der uns in unserer Schülerzeit prägte.

Dem Klagen über diese tiefe Veränderung müßten wir freilich selbst ins Wort fallen: Konnte der Frevel und die Verruchtheit, die barbarische Führer unseres Volkes der Welt antaten, ohne eine harte Antwort des Weltenrichters bleiben? Daß sie gerade unsere Heimat und die Stätten unserer Jugend traf, mag nochmals Klage bei uns laut werden lassen und an die Seite des Psalmisten treten lassen.

Entscheidend ist, daß unser Herz nicht schweigt und im vergeblichen Kreis seiner eigenen klugen oder unklugen Gedanken bleibt; vielmehr mit Gott darüber redet — in Klage (warum nicht?) und der Bereitschaft, Trost und neue Zuversicht zu empfangen, weil wir den Lauf der Welt und die Führung unseres eigenen Lebens in seinen ewig starken und unverwandt gütigen Händen wissen. Nur dann werden wir uns nicht mehr als von Klippe zu Klippe Geworfene und ins Bodenlose Sinkende verstehen müssen, deren Rede niemand hört und deren Spur ausgelöscht wird, für die vielmehr — in der Bildrede Jesu Christi gehört — Wohnungen in des Vaters Hause das Ziel sein dürfen.

Die unmittelbaren Früchte solchen kontinuierlichen Gesprächs mit dem lebendigen Gott in Klage und Hörbereitschaft (eines wohl nie ohne das andere) sind vor allem zweifach.

Wir werden ein wenig **dankbarer** inmitten und als Teil unseres begehrliehen Geschlechts; auch ein wenig zufriedener. Wir wollen nicht immer mehr, nicht immer Besseres. Wir hängen nicht mehr vollständig und alleine ab von den Gütern dieser Welt. Wir denken etwa daran, wie unsere Situation sein würde, wenn wir — ja, noch in Neustrelitz unser Leben zu führen hätten. Wir sehen mehr auf das, was uns gegeben, geblieben, zugewachsen, gelungen ist; anstatt, daß wir murren über das, was uns fehlt, und was mißlang oder ungute Mitmenschen uns verdarben. Wir blicken mehr auf Menschen unter uns, hinter uns — überhaupt neben uns mit ihren oft größeren Defiziten, geringeren Möglichkeiten, schwereren Lebensführungen — anstatt um uns zu

kreisen und selbstquälerisch die dunklen und verunglückten und verschuldeten Stationen unseres Lebens immer neu zu reflektieren. Dankbarkeit ist eine Frucht des nicht endenden Gesprächs mit dem lebendigen Gott nach dem Vorbild des Psalmisten vor Jahrtausenden. Unsere Kirche ist herzlich froh und fast stolz, solche Stimmen, solche zugleich tief menschlichen und gottzugewandten Gestalten in der langen Kette ihrer Vorväter zu haben und hörbar machen zu können.

Und die andere Frucht ist die **Gelassenheit**; nicht jene stoische, ein wenig welt- und menschenverachtende, die uns unsere Griechisch-Lehrer als klassische Tugend rühmten. Es ist mehr eine etwas kindliche Gelassenheit, die dem uns zugewandten Vater im Himmel traut und deshalb weiß, daß wir und unseresgleichen nicht mehr der Atlas sein müssen, der die Welt tragen und ordnen und bewahren und schützen und . . . und . . . was nicht alles noch . . . muß. Wir sind etwas mißtrauischer geworden gegen unsere Intelligenz, ohne simpel geworden zu sein; und haben etwas mehr von abgründiger Bosheit der Menschen erlebt, um noch naiv zu sein. Aber wir begeben uns gern in die Schutzzone dessen, der wohl ernst in seinen Gerichten aber ohne Ende gütig ist denen, die bei IHM Bergung suchen. Er demütigt wohl auf dem Wege — dem kurzen Wege unseres begrenzten Lebens — unsere Kraft. Aber ER erneuert sie von Tag zu Tag.

Wir sollten — wie der Psalmist — mit dem Herrn unseres Lebens im Gespräch bleiben, dankbar und vertrauensvoll.

Amen



Blick vom Turm der Stadtkirche in Neustrelitz auf Rathaus und Strelitzer Straße

Bücher- und Buchbesprechungen

Ein deutscher Arzt über den Maler Jan van Goyen

Kürzlich erschien das komplette Oeuvreverzeichnis des bedeutenden holländischen Malers Jan van Goyen, das nicht nur in der „Residenz“ holländischer Malkultur, Amsterdam, Aufmerksamkeit hervorrief. In zwei großformatigen Bildbänden, unterteilt nach Handzeichnungen und Gemälden, werden hier sämtliche Werke dieses Meisters erfaßt und beschrieben, größtenteils auch abgebildet und katalogmäßig mit Vermerken über Besitzverhältnisse, Kunstauktionen und Erlöse versehen.

Jan van Goyen, 1596 in Leiden geboren und 1656 im Haag verstorben, verbrachte sein Leben seit 1632 im Haag, wo auch seine meisten Bilder entstanden. Er widmete sich vorwiegend der Landschaftsmalerei und gelangte hier zu einem Ansehen, das der holländischen Malerei in aller Welt und bis zum heutigen Tage zu hoher Ehre gereicht. Jan van Goyen war einer der Großen, einer jener Maler, deren Malstil insbesondere bei der Baum- und Laubmalerei besonders charakteristisch wurde und natürlich nicht wenige Nachahmer fand. Die Darstellung von Wasserläufen und Flußlandschaften bildete in seiner späteren Schaffensperiode seinen wesentlichen Wirkungsbereich, wobei er auch hier gelbgrüne und gelblich-bräunliche Farbtöne bevorzugt, die ihren besonderen Reiz auf den Betrachter durch einen für Goyen typischen warmen, goldenen Ton ausüben.

Eine Besonderheit der Herausgabe dieser Werkverzeichnisse liegt nicht zuletzt auch darin, daß der Autor weder Kunsthistoriker noch Museumsdirektor, sondern Arzt und Malerei-Liebhaber ist. Dies beweist einmal mehr, zu welchen weit über die Landesgrenzen hinausreichenden Leistungen Kunstliebhaber befähigt sind, wenn solche Kenntnisse, wie bei Dr. med. Hans-Ulrich Beck, Jahrzehnte hindurch systematisch geprägt werden und behutsam heranwachsen. Dank seines subtilen Fachwissens und seiner Beharrlichkeit, jedes Detail dieses Werkes liebevoll zu ergründen und in seiner Bedeutung exakt aufzuzeigen, wurde der Autor schon während der vergangenen Jahre als ein besonders guter Kenner der Werke Jan van Goyens anerkannt, so daß die jetzt erfolgte Herausgabe dieses anspruchsvollen Buches auf allseitige Würdigung trifft.

Hans-Peter Range

(Erschienen bei VAN GENDT & CO, Amsterdam)

Arthur Rubinsteins „Erinnerungen“

Dieser bewundernswerte Chopin-Interpret und in seinem hohen Alter faszinierende Virtuose, dessen erste Lebenshälfte ihn nur als einen drittklassigen Pianisten auswies und der erstaunlicherweise tatsächlich erst seit den dreißiger Jahren internationale Geltung erlangte, litt und leidet unter einem fast pathologischen Deutschland-Komplex. Seine jüngst erschienenen Memoiren zeigen dies ebenso deutlich und häufig wie die Tatsache, daß er seit Jahrzehnten um die Grenzen Deutschlands in einer nach unerfüllbarer Sehnsucht anmutenden Weise quasi „herumschleicht“, um zu beobachten, wann endlich die Hochburg der Musik ohne ihn nun nicht mehr länger auskomme. Rubinstein hatte sich 1914 geschworen, niemals wieder deutschen Boden zu betreten, weil die Deutschen des Kaiserreichs sein Vaterland Polen überfallen hatten. Zürich, Straßburg, Luxemburg und vor allem Basel gehören seither zu jenen Städten, in denen er besonders häufig konzertiert. 1963 konnte er sich schließlich nicht mehr davon abhalten lassen, eigens für Deutsche ein Konzert im holländischen Nimwegen zu geben. Rubinstein: „Ich spiele in allen Ländern der Erde Klavier, mit zwei Ausnahmen: Tibet ist mir zu hoch und Deutschland zu niedrig!“

In ähnlicher Manier ereifert sich der greise Herr in seinem Buch „Erinnerungen, Die frühen Jahre“ über Deutschland und die bösen Deutschen, die ihn zwar um die Jahrhundertwende jahrelang samt Schule und Lebensunterhalt völlig kostenlos ausbilden durften, ihm jedoch offenbar aus purem Persönlichkeitshaß immer wieder nachstellten und 1940 sein Pariser Haus angeblich ausplünderten. Warum er dennoch in fast allen Konzerten auch Werke deutscher Komponisten vorträgt, verrät der sonst sich so charmant gebende Lebemann nicht.

Bezeichnenderweise findet man in seinem 600 Seiten starken Buch kein Wort über die wirklich Großen des Klaviers, Arrau, Kempff, Backhaus, Gieseking; ja, nicht einmal seinen größten Rivalen und bedeutendsten Chopin-Spieler Alfred Cortot erwähnt Rubinstein. Statt dessen ziehen an uns die Harmans, Fitelbergs, Rothschilds und Landaus vorüber, für die er der Allergrößte unter den Giganten ist, auch wenn er schon als Bub eine wertvolle Geige angeblich auf der Stelle zertrümmerte oder sich bis ins 3. Lebensjahr hinein beharrlich „weigerte“, auch nur ein einziges Wort zu sprechen, um nämlich die Worte durch Töne ersetzen zu können. Welch geniales Baby!

Bei genauerer Durchsicht dieser „Memoiren“ könnten Grimms Märchen bisweilen als nahezu authentische Dokumentation gedeutet werden. Hans-Peter Range
(Erschienen bei S. Fischer, Frankfurt, DM 34,—)

Hans Sauer, *Hansestädte und Landesfürsten* — Die wendischen Hansestädte in der Auseinandersetzung mit den Fürstenhäusern Oldenburg und Mecklenburg während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts — Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, herausgegeben vom Hansischen Geschichtsverein, Neue Folge / Band XVI. Böhlau Verlag Köln Wien 1971. 218 S., broschiert 34,— DM.

Die von Hans Sauer vorgelegte Dissertation über „Hansestädte und Landesfürsten“ der breiten Öffentlichkeit durch die Aufnahme vom Hansischen Geschichtsverein in die Reihe seiner Publikationen zugänglich gemacht zu haben, ist für sich schon ein ausgesprochen anerkennendes Urteil über den Wert der durchgeführten Untersuchung. Die Flüssigkeit der Sprache wie die klare und ausführliche Darstellung der Ereignisse zeichnen die Arbeit aus. Das umfangreiche Namen- und Ortsregister macht das Buch zu einem brauchbaren Nachschlagewerk bei auftretenden Einzelfragen. In bezug auf das reichhaltige, benutzte Quellenmaterial erhebt sich, ohne den Wert der Abhandlung heruntersetzen zu wollen, die Frage, wieweit bisher noch nicht veröffentlichte Archivbestände über die bisher publizierten und damit leicht zugänglichen, von Sauer ausgewerteten Sammelwerke hinaus vom Verfasser für seine so gründliche Forschungsarbeit zusätzlich herangezogen hätten werden können. Diese mögliche Lücke gleicht das aus fünf Seiten bestehende Verzeichnis der benutzten Literatur voll aus. Es beweist, wie umfassend der Autor das Thema mit all seinen Problemstellungen angepackt hat.

Die ersten beiden Hauptabschnitte des Buches schildern im ersten Teil die Beziehungen der wendischen Städte zu den Fürsten des Hauses Oldenburg, im zweiten Teil die Auseinandersetzungen Wismars und Rostocks mit den Herzögen von Mecklenburg. Wer bei der Fülle des zusammengetragenen Materials und der Darstellung der bunten, so vielfach ineinander verflochtenen Verhältnisse eine klare Übersicht über das Gelesene sich wünscht, findet in dem dritten Teil des Buches eine ausgezeichnete Zusammenfassung über die Geschehnisse wie eine treffliche Deutung der Charaktere und der im Spiel stehenden politischen und wirtschaftlichen Kräfte bei den Städten.

Wie es bei einer wissenschaftlichen Darstellung nicht anders sein kann, erfordert die Lektüre des Buches ein konzentriertes Lesen. Die Arbeit will nicht unterhalten, sondern berichten und deuten. Trotzdem liest sich der Text flüssig und gut und läßt vor den Augen des Lesers ein anschauliches Bild über die vielschichtigen politischen Auseinandersetzungen der beteiligten Parteien erstehen. Das Fehlen eines durchorganisierten, geordneten Staatswesens läßt die einzelnen Gruppen mit ihren verschieden ausgerichteten Interessen oft hart aufeinander stoßen, sich dann wieder für kürzere oder längere Zeit zusammenfinden, um erneut alte, zurückgesteckte Ziele allein oder mit neuen Verbündeten aufzunehmen. Die Fürsten, am ausgeprägtesten bei dem Mecklenburger Magnus II., strebten nach dem Ausbau ihres Territoriums zu einem einheitlichen, unter ihrer Führung stehenden Staatsgebilde. Die Städte, früh schon in den Besitz weitreichender Privilegien und Freiheiten gelangt und so ein stolzes, selbstbewußtes Bürgertum darstellend, ließen sich dagegen fast

ausschließlich von ihren wirtschaftlichen Interessen leiten. Wo diese durch die Fürsten bedroht waren, fanden sie sich schnell zu gemeinsamen Unternehmungen zusammen. War keine unmittelbare Gefahr vorhanden, gingen sie mehr als einmal ihren eigenen Weg ohne Rücksicht auf gegebene Bündniszusagen einer gegenseitigen Hilfeleistung. Für ihre Freiheit setzten sie sich, wenn kein anderer Ausweg mehr Erfolg versprach, mit Waffen zur Wehr, oder sie erkauften auf Grund ihrer wirtschaftlichen Stärke die erneute Bestätigung ihrer bedrohten Privilegien mit Geld zurück. Ihre weitgehend unabhängige Stellung wie ihr ganzes Verhalten zeigen immer wieder, ein wie hohes Maß an Freiheit es im späten Mittelalter in Deutschland noch gab, und daß diese Freiheit auch verteidigt wurde. Die Verhältnisse jener Tage sind so nichts anderes als ein Abbild politischer und wirtschaftlicher Auseinandersetzungen mit Intrigen, Versprechungen, Rechtsbrüchen und Gewaltanwendungen, wie es sie eh und je gegeben hat und noch heute gibt, wenn es um Macht oder Geld geht.

So wurde jene Epoche des allgemeinen Niedergangs des Reiches durch das Fehlen einer starken Obrigkeit die Zeit der Sonderrechte und Autonomien selbst der kleinsten politischen Einheiten. Die daraus resultierenden Gebrechen und Nöte, bedingt durch den Eigennutz und den Mangel an weitblickendem Gemeinsinn, beherrschten so auch die Landesgebiete und Städte Holsteins und Mecklenburgs. Die Kämpfe zur Erhaltung der gewonnenen Freiheiten, oft aber auch um eigene Vorteile geführt hielten unverändert an, bis es zur Ausbildung eines mehr oder weniger in sich ausgeglichenen Staatswesens in Gestalt des Ständestaates unter fürstlicher Leitung kam.

Außer den in den Territorien vorhandenen politischen Gruppen und Mächten griffen zeitweise auch die Kirche und der Kaiser in die Konflikte ein, ohne jedoch endgültige Entscheidungen für eine dauerhafte Friedensregelung erzwingen zu können.

Eine weitere Maßnahme zum Schaden der Städte bestand in zeitweisen Begünstigungen der Holländer durch die dänischen Könige und in der Unterstützung hansefeindlicher Kräfte in den skandinavischen Häfen. Hier allerdings schon von „beginnenden nationalen Strömungen“ (S. 177) zu sprechen, scheint mir gewagt. Sicherlich sollten die getroffenen Maßnahmen den deutschen Kaufmann treffen, in dem man wohl ganz allgemein den Fremden sah, dessen Vorrechte das eigene wirtschaftliche Fortkommen hemmte, aber doch noch nicht als den Angehörigen einer Nation, der man mit bestimmten Vorurteilen entgegentrat.

So bringt die Untersuchung Sauers ein anschauliches Bild der staatlichen, politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände im Norden des Reiches für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Dem Verfasser wie dem Hansischen Geschichtsverein aber gebührt Dank für diese Veröffentlichung, die für die holsteinische und mecklenburgische Landesgeschichte und in gleichem Maße für die Geschichte der Hanse einen wertvollen Beitrag bedeutet.

U. A b r a h a m

Schriftenreihe des Karbe-Wagner-Archivs Heft 12 — Annalise Wagner „Aus dem alten Neubrandenburg“ Teil IV mit 14 Fotos. Herausgegeben vom Rat der Stadt Neustrelitz, 1973.

Dieses Büchlein ist eine Nachlese zu Heft 6 der Schriftenreihe und schließt die Berichte aus dem alten Neubrandenburg ab. Die Ergebnisse der historischen Forschungen, die Annalise Wagner hier vorlegt, sind außerordentlich wertvoll und bilden eine Bereicherung unseres Wissens über die Geschichte des Handwerks von der Gründung der Stadt bis kurz vor dem letzten Kriege. Mit großem Interesse liest man gleich den ersten Beitrag, der sich eingehend mit dem Aufenthalt des Turnvaters Jahn in Mecklenburg-Strelitz befaßt. Durch Jahn wurden Neubrandenburg und Friedland die Wiege des deutschen Turnens. — Mit Schauern liest man die Schilderungen der Greuelthaten der Söldner Tillys in Neubrandenburg (17.—19. März 1631). — Kulturhistorisch sehr aufschlußreich mit den Zahlenangaben ist der umfangreiche Beitrag über die Geschichte der Ämter, Zünfte und Gilden in Neubrandenburg. Die beigegebenen Fotos bilden eine instruktive Ergänzung der Ausführungen. Hier haben wir ein Büchlein, dessen Bedeutung weit über Neubrandenburg hinausreicht.

Deutsche Kunstdenkmäler „Mecklenburg“. Ein Bildhandbuch. Ausgewählt und erläutert von Gerd B a i e r. Aufnahmen von Klaus G. B e y e r. Herausgegeben von Reinhardt Hootz. Deutscher Kunstverlag München 1971. 423 Seiten. Preis gebd. 32,— DM.

Beim diesjährigen Marburger Treffen zeigten wir einige Neuerscheinungen von Büchern über Mecklenburg. Mit großem Interesse und Beifall wurde das Bildhandbuch „Mecklenburg“ aufgenommen. Das Ziel, das die Herausgeber sich stellten, ist in bester Weise erreicht; im Vorwort heißt es: „Das Handbuch will keine Kunstgeschichte bringen, sondern vielmehr ein unter wissenschaftlichen und fotografisch-künstlerischen Gesichtspunkten ausgewähltes Bildmaterial zu einem handlichen Nachschlagewerk zusammenfügen; es bietet zudem das reichste Anschauungsmaterial, das heute greifbar und praktikabel ist.“

Behandelt sind die Bezirke Neubrandenburg, Rostock und Schwerin, also das ehemalige Land Mecklenburg, einige Randgebiete von Brandenburg (Amt Neuhaus, die Westprieznitz und die nördliche Uckermark) und der größte Teil von Vorpommern.

Dem Bildbuch mit 352 einzigartigen Aufnahmen gehen eine geraffte Übersicht über die Territorialgeschichte der drei Bezirke voraus und eine aus souveräner Beherrschung der z.T. sehr schwierigen Materie glänzende Charakteristik der einzelnen Epochen: Frühzeit, Romantik, Gotik, Renaissance und 19. u. 20. Jahrhundert.

Dem Foto-Teil folgen Text-Erläuterungen zu den Bildern, die zumeist die wichtigsten historischen und technischen Angaben über die Kunstwerke enthalten, ergänzt durch Grundriß-Skizzen.

Den Beschluß bilden ein Künstlerverzeichnis und eine Übersichtskarte, die alle Orte anzeigt, die durch Bilder im Buch vertreten sind. Auf diese Weise kann man sich leicht in den nach den Ortsnamen angeordneten Bildern zurechtfinden.

Die Anschaffung dieses Buches kann man nur wärmstens empfehlen.

Lehmbecker

Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

Hölty

Uns' plattdütsch Eck

Wat is up'n Dörp los! (II)

Von Fr. Rehm

Johann-Unkel wier all nägen Johr bi sienen Swager Jungklas as Grotknecht. Holt still! — Wat snack ick! — In dei Volkstellunglist von 1885 stünd doch schräben: „Johann Schwank, geb. 25. 4. 1857 — lutherisch, Wirtschaftsgehilfe. — Nu weiten'w Bischeid.“

Johann-Unkel wier'n sturen Kierl, güng'n bäten schrägelbeinig un deswegen harden's em tau'n Soldatenspälen utschaten. Dat wier'n ebendrächtigen sinnigen Minschen, hei deer kein Kind wat. Äwer dei Sträng' slagen wier bi em kein Maurd. Hei wier mit sien 28 Johr fast in'n Sädel un säker tau Bein; ümlopen leit hei sick nich, denn hei hard'n poor Fäut an'n Liew, dorup künn hei tau Not in'n Stahn up slapen. — Dat keim em nu grad nich in, äwerst so as hei up Fierabend tau'n Sitten keim un hard nicks in dei Hand tau nehmen, denn treck hei bald dei Ogen äwer un biseig sick von inwennig, oft mirden in schönste Gesellschaft, obschonst em dat all mitünner malürt hard, dat's em mit alle Gewalt einen up dei Lenden dalneihten, dat hei piel tau Höcht güng. — Denn mäuken's all'n liek dummerhaftig Gesicht; keiner hard't dahn; Falschwarden un Upmucken nützt nich, dat bleiw liekerst nich nah.

Bi sien Arbeit deer hei emsig sien Schülligkeit, dat güng grad nich: Kümmt du hüt nich, kümmt du morgen, äwerst'n bäten langtägsch güng em dat von dei Hand; dor brukt'n kein Angst vör tau hebbn, farig würd hei liekerst, — wenn hei ok sienen eigen Sweit nich tau rüken kreig. Von Öllern wegen hard hei Geld up Tinsen, gor nich wenig, un hei höll't up'n Hümpel. Eins, up'n Harwstmark hard hei sick'n nieg Portmene köfft, dat künn blot einer apen kriegen, wenn'n den Pfiff kennen deer. — Sien Höwtstaul würd ümmer gröter. 'N gatliche Buerstärđ künn hei gaut lüchten, hard ok all lang'n dorup luert, ob em nich wat tau Hand stöten deer. Ne Brut hard hei noch nich fun'n, hei hard sick woll dornah ümseihn, dat hei ein kreig, dei em in allen Kanten passrecht wier, dat wier dor äwerst ümmer noch bi bläben. — Dei jungen Frugenslürđ in'n Dörp un up dei Nawerschaft, ok son' dei all ut dei Alwjohren un all meist ut'n Jan'n wieren, harden'n Oog up em, un dei ehr Ansicht wier, hei süll man driest taugahn un sick ein utsäuken, dei hei lieden mücht, denn fünd sick dat anner nahsten all von sülsen, ok 'ne Buerstärđ, bitahlen künn hei jo ein. Wenn em äwerst dei ein orre dei anner son' Flöh achter't Uhr setten deer, dei kreig tau Antwort: „D't hett noch kein Hast!“ — Hei seit jo bi sienen Swager noch drög un gar. Tauletzt, dunn scheut em't mit'n Gluptog dal. Nah'n 24. wier dat nu all, dunn wier Jungklas sülsen mit'n Fäuder Weiten nah dei Stadt west un hard ok dei Bodder mitnahmen, dei hei blot an'n Kundn aftauliwern bruk. Mudde hard unwiss perd, dei künn kein Schauh ankriegen un wier nich mit. Halwig Nahmirdag keim Vadder werre in. As hei up dei Grotdääl höll, keim Johann-Unkel ut dei Kast un spann dei Pierd ut. Dei Buer lang'den' Bodderkorw, dei nu vull Kopmannsworen wier, dei Fru von'n Wagen raw, ok dei Irdölkann und dat Fiefkannsding mit Brandwien. Un nu lang hei ünner'n Sitzsack un kreig son' grot Snierdmetz för dei Hackelslard hervör.

„Fat eins an, Jehann!“

„Wat sall dat?“

„Dit? — dat's 'n nieg Metz vör uns' Hackelslard, dat oll, dor is jo nicks miehr an, hett mals gor kein Blatt miehr.“

„Je, ick mein man, dei Utgaw hard'st sporen kunnt.“

„Wer will mit son' Hackelslard noch wiere wrucken?“

„Na nu?“ —

„Je, wi hebbn doch all öfters von'n Maschin snackt, jederein hett all ein, wi sünd blot noch trüg.“

„Ach, wi sünd so lang'n ahn Maschin tau Gang'n kamen, wat glöwst du? Dat is kein lütt Saak'n Maschinen antauschaffen, son'n Dinger kosten'n Barg Geld, wusst du dat woll bitahlen?“

„Ick ward mi schön wohren, möt min Geld sülben bruken hüt orre morrn. Dat Stück kannst noch gaut allein blasen, so gaut as all de annern. Dei Kirschenbuer hett sick nu 'ne Hackelsmaschin un 'ne Döschmaschin anschafft, tau beird hürt jo man ein Umgang. Rieklich so gaut kannst du dat ok lasten!“

„Je, dat seggst du so hen; wi brukt doch man weinig Hackels, blot för uns Pierd, un dat's doch grad kein Gefährlichkeit? — För dei Käuh bruk wie jo nicks, dei kriegen je luter Langfauder.“

„Kein Gefährlichkeit, seggst Du?“

„Na, dat is doch abends kein Stundn Saak un'n Stück Arbeit, dei mit Fläuten un Singen dahn wardn kann.“

„Züh mal züh! — hest woll langn kein Hackels snäden! Dat liggt doch Dag ut, Dag in up einen. Wat dei Frugenslürd woll särden, wenn ein dagdäglich dei Kartüffel allein schellen süll? — und dat's doch wahrhaftig kein Knackearbeit.“

„Ach, is man halw so slimm, as't utsüht!“

„Will'n uns nich langn zausen; wenn ick afgah, krigst säker keinen werre, dei di Hackels up de Handlard wruckt un sülben? — dor woehr di vör-büst all tau dick.“

„Du afgahn? — Mak einen man nich bang'n; büst jo noch hier.“

„Dat künn äwer mäglich glupsch anners kamen. — Weisst jo wat wi awmakt hebb'n. Ick kann tau jere Tied gahn, wenn'k sülben 'ne Wirtschaft anfaten will. — Kemm!“ — Un dormit treck Johann-Unkel mit dei Pierd tau Stall; — up dei Frag: „Hest denn all wat?“ — geiw hei kein Antwort mieh. Jungklas steig nu von'n Wagen, güng mit dei Swäp nah dei Stuw, häng dei bi dei Dör an'n Nagel, sien Mütz ok, treck den' Wagenrock ok aw un häng em dorbi, und dunn würd dei grot stramm Geldbüdel ut dei Büxentasch krägen.

Mudde stünd all prat mit'n Kufferslätel, dat sei den Büdel in dei Bilard verwahren wull.

Wildes sick Jungklas mit hunnert un in dei achtziger Pund tens'n Disch in sienen Lehnstaul dalwägelt hard, keim Mudde mit dei Kaffekann ut dei Füllrak rin. Dei annern harden all drunken. Em würd nu sien grot Tass, 'ne richtige Bütt, bet baben vulltüpt. Mudde kreig nu dat grot Brotmetz ut dei Dischlard, neihm sick dat grote Brot von'n Punderacht stur vör dei Bost, mäuk mit dat Metz 'n Segenskrüz up dei Ünnerköst, dat dit Brot mit Gesundheit vertehrt warden mücht, un kein Bös' in Husstand Deil hard an dat leiw Brot, un dunn reit's 'n dägten Knust af. Melk un Bodder stünden prat, un Jungklas lang tau. Dei knusperige Knust, dat wier wat för siene Tännen, — hei hard sick as jung Minsch öfters dormit wiest, dat hei 'n End'n Wierdraht musch dörschbeit. — 'n düchtigen Klacks Bodder smeert hei äwerst ierst up. — As sien Fru em frög: „Hest gaut wat böhrt för'n Weiten?“ — beit hei ierst mal nührig af un särd dunn mit vullen Mund'n: „De Weiten is stägen; hundertwindig Daler hew'k innahmen!“

Nu fräg hei äwerst ierst: „Hest dat hürt, wat ick eben för'n Prat mit Johannsen hard?“

„Ja ji wieren jo recht lurd, un ick wier in dei Käk.“

„Hei mäuk jo son' Andürungen, ob dat wat up sick hett?“

„Je, ick weit nich mal, mi hett hei nicks marken laten. Vertellen hürt hew ick, hei sall in'n Harwstmark mit Meiers Anna von dei Stadt kamen wäsen. Dorvon

hebb'n's up'n „Landdag“ vör hatt, bi uns' Kartüffelsammeln, hett mi uns' Line vertellt... Dei is dor äwerst ok nich recht achter kamen wat eigentlich west is, denn sei hebben man lies snackt, wiel Jehann bi't Utgeiten ümmer af un tau gahn is. Un denn is Mudder Henningsch, dei dat Klättern up'n Dod nich utstahn kann, dor mit dei Plumpkühl mang fohrt un hett seggt: „Son'n Klätertaschen süllen sick wat schämen'. Wenn's nah'n Tüffelsammeln güngen, süllen's sick vörher ierst dat achte Gebot dreimal äwerlesen. — Dunn hett keine sick wat werre marken laten.“

„Na, wenn't blot Kläteri is, denn brukt'n sick jo noch kein gries Hoor wassen laten. — Wat innahmen hatt hei sick sacht!“

„Meist kümmt mi dat ok so vör, as wenn hei wat up dei Naht hett, hei hett ok 'n glautnieges Spiegel in dei Kast hängen. — Hund? wat löpst einen vor dei Bein, dor kann'n jo fallen äwer di. Wist hen liggen!“

„Giw em man 'n Stück Brot! — Is nich Meiers Anna noch'n bäten Fründ an di un Johann'n?“

„Dat sall jo wäsen, is äwerst man heil wietlüftig. So väl, as ick weit, — täuw mal, ick möt mi ierst bisinnen. Ja, ehr Mudde sall'n Annebäulkenkind wäsen von mien Grossmudde von Vadder's Sied ehr Swiegerin ehr Swester, dei hett einen Swank hatt, wat mien Grossvadder sien Vadderbrauder west is!“

„Dor finn' äwer dei Kukuk mang dörch. — Schenk mi man noch eins dei Tass halw vull, ick bün hüt heil hellig!“

„Dei Kann is noch meist halw vull, kannst noch gaut 'n ganz Tass kriegen; dei Döst möt sick doch löschen! — 'N Snärd Brot wist ok woll noch?“

„Dat's gewiss!“

He hett dat doch schafft

Von Otthinrich Müller-Ramelsloh

„Denn löppt Di mit eis dat Schipp ut't Rauder! Jo is dat!“ seggt Klaas, de ol Stüermann und sleit de Piep ut.

„Du mötst dat jo weeten, Du büßt je 'nen olen Fohrensmann“, antert dei Stutenbäcker Paul.

„Jo“, füng nu Klaas wedder an, „dat hett männig Ursak: Dor kann de Rauderass afbroken sien, orrer de Rauderhack, de Kocker, orrer süß wat! Dat kann ook an de Raudermaschin' ligg'n, datt de Wellengelenke leer loopen sünd, und wat dat süß all is! Denn is bie so'n Schipp, dat blots een Schruw hett, nich miehr veel to moken. Wenn de Kahn denn nich miehr op dei Wellen rieden und verdwars drieven deiht, denn ist't ganz Essig!“

„Jo“, mient Paster Johannes, „bie de Minschen ist dat akkerot so! Wenn dat Rauder ut'n een is, denn is de Seel verkoft!“

Nu güng de Dör op und Jan Hinnerk, den Lastwagenlots', drew in de Gaststuw. Ierst stakt he'n End vörwarts, denn blev he stahn und slengelt dat Liev, as wull he 'nen Bukdanz vörführn, un' denn fuhrwarkt he mit sien recht Hand, den'n Zeigefinger utstreckt, as wull he 'nen Takt dorto wiesen, denn rekelt he sick grad, schöt vörn över und bölkt los, as wenn ne Siren' ophulen deiht: „Ne Lag Beer und 'ne Lag Snaps!“

Nah düsse Anstregung sackt he op 'ne Bänk an den 'n wittgeschüerten Disch tosammen, plautst sien Vörderbeen vor sick hen und löt den'n sworn Kopp ruppfalln. Ne Tied lang gnorkst he noch, denn sleep he in.

„Sühso“, seggt dei Paster, „dat Schipp is ook ut't Rauder loopen. Woans kriegt wie em nu wedder flott?“

„Bie em is nich blots de Rauderass afbroken, bie em is de ganze Stüermaschin' in'n Dutt!“ seggt Stüermann Klaas. „Em hebbens's den'n Führerschien afnommen, wiel he

mit twee een half pro Mille in de Huuswand maracht is. Un' nu is em ook noch sien Kathrein utneiht! Dor is keen Stüern mieh'r. He drivt op dat Riff to un' denn sackt he af, as so'n bliern Ant'! Dor kann ook keen Lotsen mieh'r helpen! He hett dat doch all mol achter sick bröckt! Nu kriggt he den'n Führerschien woll sien Lebensdag nich wedder trüg! Und denn kümmt Kathrein ook nich wedder!

Dat is'n swor Warkelie. Dor möt dat ganze Schipp mitarbeit'n, wenn dat wedder in de Reeg' brücht warn schüll, de ganze Kahn, mit Mann und Muus und mit de letzte Lukenrott!"

„Ick möt mol mit'n Amtsrichter Kurt Brösig snacken“, seggt Jehannes, „ick kenn' em all von de School her!“

„Dat nützt woll nich mieh'r. Nu is he fällig. Dat hett Brösig em all dat letzt Mol verklort!“ antert de Stutenbäcker Paul.

„Över denn is he doch ganz verratz“, meent de Paster, „is doch nich richtig to strafen und dormit mieh'r ut'n een as heel to moken.

Nich op de Undat, op den' Minschen kümmt dat an. Wi können doch nich all' Minschen över eenen Leesten slagen! Sünd nich all gliest wiert orrer ünwiert! Een krackelt sick wedder hoch, wo de anner ligg'n blivt. Nich nah de vergangen Geschicht alleen ist de Straf uttorichten, wat dormit erreicht ward, dat is doch dat Wichtigst!“

„Jo, meenen Sei, Jehannes, dat man dat mit Jan Hinnerk überhaupt noch wedder henkrieg'n deiht? Is doch man'n Tofall, datt he noch keenen dod führt hett! Bitlang wier 't 'n Laternenpfahl und 'ne Huusmuuer! Över, wat stüert he dat nächst Mol an?“

„Man möst dat mit em versöken! So 'n Leegen is he doch ook wedder nich! Und denn is dor ook noch Kathrein. Sei und dat Gör gahn doch ook dorbie to Grund! Ick will mit den'n Amtsrichter snacken, ook mit Kathrein! Över, nu will'n wi em ierst mol to 'n Utnüchtern bring'n. Griep't mit to!“

Und all drie Mann, de Fohrensman, de Stutenbäcker und de Paster törnt nu mit dat leckloopen Schipp af.

„Wie legg em in de Kark, op de Fliesen. Dor kann he nich veel anrichten. Wenn em frostig ward, kann he jo 'n bäten um dat Gestöhl rümmerloopen. Denn ward em wedder warm!“ seggt Jehannes.

Und so hebben se dat denn makt.

Jan Hinnerk blubbert 'n por mol op, över denn snorkt he ook gliest wedder. „He hett bannig veel See sluckt“, seggt Stüermann Klaas.

Und denn hebben se de Kark afsloten und Jan Hinnerk slafen laten.

Nächsten Morgen, in de Fröh, wier he opwakt. Ierst wier em noch ganz dösing von dat veele Branntwoter, wat he sluckt harr. Doch denn sprüng he op de Been und seh'g nu, wo he wier.

„Wo kam ick hier blots her“, frög he sick ganz benommen. Denn sett't he sick still op een Bänk. Lang set he dor und dacht över sien Schandtaten nah. Und wenn em denn Kathrein und sien Jung in den'n Kopp kamen deden, denn wier em ganz week in de Knei. Sien verspeelt Leben käm em so richtig to kund. Ganz heit wör em um den'n Krogen worden. He sprung piel in de Höcht un warkelt mit de Arm, as wenn he sick gegen wen wehren wullt. Un denn sackt he wedder in sick tosamen. Em wör klor, datt he doch man 'nen ganz geweinlichen Jenachdem wier. „Un' ick harr doch jümmer god Vörsätz' hatt“, stöhnt' he vör sick hen.

Denn fölen sien Ogen op dat Bild: Hüng een an 't Krütz! „Jo“, süft he, „wie hangen all an! Keen een is ünäschülig. Wie hebbt nich nee segg'n kunnt, wenn de Gier uns anfallen ded und wie hebbt uns keenen Ruck geben, wenn wat von uns verlangt wör! So is dat. Is dat nu all to lat mit mie?“ He harr sick de Wört' und de Frog luut ruutquält und schuurig verhall't'n se in dat hoge Karkengebälk.

„Nie nich' is dat to lat!“ seggt dor wen achtern em. „Över, nu mötst Du ümkiehren, Jan Hinnerk!“

Paster Jehannes stünd achter em. He harr de Kark opslaten, üm Jan Hinnerk wedder ruut to laten.

Denn harr he em sitten sehn und wier liesing op em to gahn.

Nu kek Jan Hinnerk den'n Paster grot an. Und as he gewohr wörd, dat he in een fründlich Gesicht kieken de', in een poor helle und faste Oogen, dor wörd em klor, datt he dat doch noch schaffen kunn.

He stun' op und säd bischeiden und liesing: „Wenn Se mi helpen wullt?“ De Paster gev to Antwort: „Jan Hinnerk, büst doch'n groten, starken Kierl. Kannst Di ook alleen helpen! Över, mit mi kannst reken.“

Jan Hinnerk güng nahst sutje ut de Karkendör, een'n neegen, hellern Dag hentau. He wier sick wedder' wiß word'n.

Annern Dags hört sick de Richter Brösig Jehannes sienen Vödrag gedüllig an. „Je“, seggt he dunn, „dat wier'ne lang' und got Predigt, Jehannes, Kolleg von de Halleujazunft, över kann ick dat verantwurten? Wenn dat nu wedder scheef geiht? Wer steiht dor denn vör grad?“ „Dat möt versocht warden“, antert Jehannes, „uns Hergott versocht dat ook jeden Dag wedder mit uns! Und so'nen Amtrichter hett ook nich miehr to seggen, as he, ook nich, wenn he Kurt Brösig heit!“

„Na, denn man to“, meent Brösig nah'n Överleg'nstied, „över ick kann dat blots in'n Gnadengang henkriegen! Wenn de Aas nu över nahsten wedder utbreken deiht, denn stell Dien Örgel af, Jehannes. Denn is dat mit de hillig Gesäng'n vörbie. Denn heet dat blots noch: Düvelskrut war utjiefert!“ Jehannes bedankt sick. Amtrichter Brösig seggt: „Gleuv man nich, datt Du dat nu schafft hest. Dat dickst End' kümmt ierst: und dat heit Kathrein! Se is uns Mäken wesen. Is'n ordentlichen Minschen, över, wenn dei sick wat vörnommen hett, denn bring'n se keen veer Perd von af, wat segg ick, veer, nich acht und ook nich twölf! Ook mit dat neege Testament is dor gornix to will'n, nich mol mit beir Testamenten tosammen!“ „To Not möt dat alleen mit mi gahn“, seggt Jehannes und stakt af noh Kathrein to.

Se kek em lang in de Oogen, as he sien'n Vers afsett't harr und denn seggt sei kort und bünnig „Nee!“

Nu kunn de Paster snacken, wat he wullt. Dat bleev bistahn. Jehannes makt ehr klor, dat dei leiw Gott ahn Kathrein dat mit Jan Hinnerk doch nich miehr in de Reeg bringen künn. He, de leiv Gott, wier doch ganz op Kathrein anwiest. Denn dei leiv Gott wir doch keenen eenkelken.

He harr sick doch in sien Schöpfung oplöst, he künn blots över all sien Kinner warkeln.

„Je“, antert Kathrein, „as ick wat von'n leiven Gott wullt hebb, hett he nich wullt, und nu will ick nich! Nee, lot den'n leiven Gott de Karr' man alleen ut de Schiet trecken!“

De Paster seehg, datt hier ook keen sößtein Perd helpen kunnen! Und soveel harr he jo ook gornich!

Trurig und ganz benaut, trullt he af. Ünnerwegens dröp he Jan Hinnerken. He vertellt em de Geschicht mit den'n Amtrichter und mit Kathrein. Jan Hinnerk hört nipping to. Lang sweeg he still und denn seggt he und makt sich son'n bäten grad dorbie: „Wenn de leiv Gott, so'n anständigen Kierl is, as Se, Herr Paster, denn schaffen wi dree dat doch noch!“ Dunn slek he sick nah Kathrein in 't Huus. Siet sienen letzten groten Optritt harr he ehr nich wedder seihn. He harr' ierst ook op stuhr schalt't, wull se nich, wull he all lang' nich miehr! Över nu harr he sick wedder trecht rückt.

Kathrein kek em grot an, as he in de Dör käm, grod as wier he'n Gespenst. „Hest Du nich'n Tass' Koffi' vör 'nen Schiffbrüchigen?“ frog he ehr, „betten unseker.“ „Jo“, meent' se, „över ook nich miehr!“ „Gott“, säh he, „vör mi will ick ook nich miehr!“ Denn bischäftigt he sick ierst mol mit den'n Koffi. Nah'n Tiet füng he wedder an: „Över, de Paster ded mi so leed, Kathrein, und de leiv Gott stöhnt ook all bannig!“ Und

dorbie kek he ehr so truu in de Oogen. Dor wör' Kathrein dat Hart week. Se grapst nah sien Prük: „Du verdamtigen Kierl, Du“, jault se, und de Tranen kullerten ehr över de Backen und över dat leeve, ganz verhärmte, Gesicht.

Jan Hinnerk hól ehr fast bie de Hand, as sei bie den'n Pastür in de Stuv kämen.

Jan Hinnerk säh' to em:

„Herr Paster, nu wullt wi noch mol in de Kark gohn, und denn will ick em dat seggen,

he hett dat doch schafft!“

Dree Nümscher

(Fortsetzung mit 3 hochdeutschen Anlagen) Von Carl Risch

Nu äwerst to di, Heiner. Nah di hew ick Hans Heinrich Spethmann ut de Heid, den' Isenbahner, Heiner döfft. Heinrich Bruhn is buren an'n 16. April 1895 in Grieben, fallen den 7. Oktober 1916 (eenen Dag vör minen Geburtsdag) as Vizefeldwebel (Offiziersanwärter) bi Sally (Gehöft Nerval) Somme-Schlacht. Heinrich was eenen Bursähn. Wat was he süss för eenen Minschen und wat bedü uns Fründschaft för mi? As ick Nistrelitz langen verlaten har, von Schwerin (wo mi de Nazis henschickt haren) wirer an' Rhin verschlagen was, schrew ick't mi up-dunn noch in Hochdütsch, achter dat Platt bün ick irst richg dörch Schnurz kamen, und ick lat dat nu so, as dat toirst was, stahn, denn Hochdütsch in Platt ümsetten dücht mi, is Sch . . . Dat seh ick an de Böker: „Ein Mecklenburgischer Volkserzähler“ und „Mecklenburgische Volksmärchen“. In de Volksmärchen sünd, as mi dat vörkümmt, de Grimmschen in Platt bröcht. Hüt ward ja allens ümstellt. Körtlings kem mi een Book vör Ogen, wo dat Ni Testament von Martin Luther in modern Dütsch vertelt ward.

Äwer de Öllernstell von Heinrich Bruhn in Grieben steht bi Krüger „Dreißig Dörfer des Fürstentums Ratzeburg“.

(Anlage 1)

As ick sär, würden Heinrich Bruhn und Peter Heitmann nah minen Furtgang ut Schönberg Frünn'. Hett dat nu blot de Musik makt orrer is dat mihr? Beid sünd ton „Frühlingsanfang“ up de Welt kamen (Peter an'n 14., Heinrich an'n 16. April). Dat hett sin Bedüden! Wenn ok min Dochder und anner kloken Lüd schimpfen: „Dat is blot wat för de ollen Lüd orrer sönn', de sick eenen lütten weglurt hebben“. Ick denk an minen Jung. De sär, as ick em ees nich ondlich tohürt und nich uppasst har, wat he in' Gangen bringen wull: „Papa es ist mir ernst!“ Ja, ick holl mi an Goethe sin Wurt: „Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen, die Sonne stand zum Gruße der Planeten, bist alsobald und fort und fort gediehen nach dem Gesetz, wonach du angetreten.“ Heinrich und Peter stimmten tosam, hürten tosam und können nich anners.

Peter Heitmann an'n 14. April buren in Schönberg. Wo sin Graw is, weet keener. Sied den 30. Juli 1916 is he bi de Stadt Kuta-Sklona (Galizien) vermisst. Peter was ok eenen echten Fürstentümer, een Persönlichkeit! Mathematik (de hüt sönn' grot Rull spelt) und Musik wirren all in de Schol sin Fächer (schnurrig, dat de beid tosamen drapen). He har studieren wullt, har dat künn't, denn sin Vadder künn't aw, was de irste Herrenschnidermeister in Schönberg. Man Peter müßt dat Handwark furtretten. Äwer Peter hew ick mi all in Nistrelitz notiert:

(Anlage 2)

De drüdd: Alfred Renzow buren in Schönberg an'n 28. August 1894. He was as letzt intröcken und is as irster bleben. Bi den Sturm up Fort Douaumont wür he verwundet und is an'n 28. Februar 1916 in dat Lazarett Montmédy storben.

Alfred was Bankbeamter, har in Schönburg liht und kem, as he sin Examen bestahn har, furts nah Berlin an de Dütsche Bank. He was eenen düchdigen Kirl as Heiner Bruhn und Peter Heitmann. Und dit hew ick von em upschreiben: (Anlage 3)

Heinrich Bruhn, Peter Heitmann, Alfred Renzow wiren, as ick baben sär, in ehr Jungenstid grad so as wi: Dichter, Säger und Drömer: Heiner süng up uns Wallonen-Fier: „Alt Heidelberg Du feine“ dat was de B u e r s ä h n, den den Romantik uppen Liev schreben was. Wat kann woll so romantisch sin as een oll Nedderdütsch Buernhus?

Peter Heitmann, de B ö r g e r s ö h n, den'n sin Berop mit Minschen von all Ort tosamen bröcht, wull de Welt studieren und seihn so, as se is. Ded dat in dat grot Berlin, in dat lütt Dillenburg int Sauerland und „In der Nacht, wenn die Liebe erwacht.“

Alfred Renzow was an'n 28. August buren as Wolfgang von Goethe, de dat Wurt schreben hett: „Wer in schwankender Zeit schwankend gesinnt ist, der vergrößert das Übel, statt es zu heilen.“

Dat Wurt passt up Alfred Renzow, he is nie schwankend worden in sin Gesinnung, is von Schönburg nie loskamen, ok in Berlin, de Reichshauptstadt, nich. Alfred was B e a m t e r in sin Toverlässikeit.

Ne schwankend is keen een von de dree worden, äwerhaupt keen Fürstentümer, keen Mekelbörger, keen Dütscher und von de ok keen Arbeiter. „Die Haltung brach mit Urgewalt aus den Arbeitermassen hervor“ (August Winnig: Das Reich als Republik). „Das war ein Vorgang von einer solchen Größe, die man herabsetzen würde, wenn man den Vorgang erklären wollte.“

Ick denk an uns oll lew P l a t t d ü t s c h : Dat wür früher ees mihrst blot von dat Volk, de Arbeiter, spraken, güll as „gemein“ Dorgegen hett sick Klaus Groth wehrt. Eben les ick in „Unser Mecklenburg“ eenen Artikel „Rettet das Plattdeutsche Gut“. (De Upsatz is hochdütsch schreben.) Dorto hett Rudolf Kinau in dat Book „Plattdütsch Dichtung von uns Tid“ seggt: „Niederdeutsche Bewegung“, also h o c h d ü t s c h e n S t r i d (Anmerk. des Verf.) „mak ick ni mit. Ick stoh fast — stoh breetbenig und stuer up mien Stück. Ick dink blot Platt, ick snack blot Platt und blief ook platt.“ So hett Schnurz dat makt, plattdütsch redt und schrifft he ümma, man hochdütsch dorvon schnacken ded he nich. Ja, dat is richtig, wat Andrees, de gottverlatene Bengel, sär to sicken, as he de Zorenappel to Liev wull: „Ohmskind is all öfters ihre kamen, as Ohm sübben kem.“

Dree Nams sünd't, de stahn hier för de annern. För dat Kaspel Schönburg hett Pastor Rüdiger de Nams upteKent in sin Book: „Die nicht wiederkamen.“ Sünds dat all? de ol Fru Wildmeister Voigt in Nistrelitz sär to ehr Upwohersch, as se sübben nich mihr rupper klabastern künn up den Rökerbähn: „Ronnpagelsch, tellens de Wust noch ees nah.“ Heinrich, Peter und Alfred stahn dor för alle, de in'n Krieg bleben sünd und ok för de, wecker trügg kamen sünd, nu all langen nich mihr ünner uns wilen. (As Werner Studt, de grad so as Heinrich Brincker bin Fernkiken von den Dod äwerrascht wür). Und hier is ok de Stär an A l b e r t G i l d h o r n to denken. He was keen Nümscher, keen Mekelbörger. Kem von Rügen (Gingst), hett in Nistrelitz bi Carl Wolff Fotograf liht, wür mi Fründ, as ick bi A. Wagner an'n Mark as Stift to gangen wir. Schlöppt nu ok all langen, in frömden Lann'. und wirer — de Nams stahn dor för minen leben Jungen, de so froh in dat Leben kek und den'n de Dag, den'n he so frisch begrüsst, an'n Abend de Kugel bröcht, de em dalschlog. Ick künn nich faten und min Fru brökt dat Hart. Mitünner künn eenen dat Grugen ankamen. Man wat helpt uns de Angst! Ick denk an minen Unkel Hans Knoll in Krüselin. In sin letzt Stunn sär de oll Revierförster und Oberjäger von de 14. Jägers to sin Lüd, as de bi em rüm stünden: „Ji willn mi woll bangen maken.“

Und nu is't ut: De Wallonia is uplöst (wull de Partei). An'n 17. November 1934 was uns letzt Drapen in Schönburg. Heinrich Brincker hett den Bericht schreben. Und

hüt! Worüm noch reden von de ollen Tiden, de nich werrer kamen! U n s ' wiren's un u n s ' blibens! Wallonia is nich mihr, Schönberg ist nich mihr Kreisstadt, dat hebben de „Kreigen“ kregen, dat Fürstentum is deelt as Berlin und Dütschland, blot von Ratzeburg känen wi räwer kiken. Und doch is dat nörig, dat wie dorvon reden. Nu irst recht! Dat Fürstentum is een Stück von uns H e i m a t !

As ick 1913 in Schönberg up den Bazar bi Boye mit de Lirerin Frölein Westphal danzen ded (Ick frög — denn niglich wir ick dunn all, wo se heten ded und se antwurt: „Grube“), dunn wüsst ick nich, dat ick 1959 ehr Schwester Fru Emmi Gerlach geburne Westphal in Marburg drapen wür. Ut Mühlheim schrew se mi nu to Anfang von dit Johr: „Ick mügg ehr besöken in ehr Heim, und dat wür nix. Min Grotmudder schimpt denn: „Du stehst dor werrer so stiv und stur as na oll Pötterschört.“ Wir't dat? Int Siebengebirg wir ick mit den linken Fot ümwrickt, de har eenen Ruck nah rechts makt. Ick wull Oschen plücken as in Banne'brück up den Sponholter Barg. Har dor ne Ul seten? Bi sin letzt Unnersökung har de Dokter in Bonn to mi seggt: „Wenn een int Öller sick so makt as Se, denn möt dat Oltwarden ja Spass maken.“ Man de Jugend is ok wat wirt. Dat dacht ick bi de Pommersch Hochtide in Escheburg bi Bergedöörp. Und likas: Bi dat Danzen wür „de oll Fru ehr Been werrer dicker“. Und dat kann ick Fru Gerlach nu nich mihr vertellen. Wir se dor west, denn so har se för mi uppasst as in Marburg, wo mi de ollen Ägypter to dull in de Hüern drähnten. Fru Gerlach sorgt för den Nahklapp ünner de „Unentwegten“. War dat in Marburg noch ees werrer nahklappen?

So dichtung an de Scheed
Kik ick noch ess torügg:
So lang de Strat und bred-
Dat was — nu kort dat Stück.

Mi dücht, dat ward all düster.
De Sünn güng dor to Rauh.
De Wind sust in de Rüster.
Sin Stimm de röppt mi tau:

Weet nich, wo her ick kamen,
Und wat mi wirer drew.
Wat mi de Tid ok nahmen:
Een Deel is't, wat mi blew
Und durt: Dat is de Lew.

„Watt sal een dorbi maken?“
De red is mi bekannt.
Wat helpt uns de Verstand?
Wo P l a t t d ü t s c h sungen und spraken,
Dor is min H e i m a t l a n d.

Anlage 1

GRIEBEN: Das Dorf Grieben war früher ein Kommuniondorf, d. h. teils zu Mecklenburg-Schwerin, teils zu Mecklenburg-Strelitz gehörig. Im Jahre 1820 wurde das Strelitzsche (früher Ratzeburgische Dorf) Bennin vertauscht gegen den Mecklenburg-schwerinschen Anteil in Grieben und Lübseerhagen. Mecklenburg-Schwerin zahlte außerdem 11 125 Rthlr $4\frac{2}{3}$ Schilling $N\frac{2}{3}$ und gab das Hoheitsrecht über die Krappmühle bei Neubrandenburg sowie das strittige Hoheitsrecht über das Wilkensche Gehöft in Ratzeburg mit in den Kauf. Der früher schwerinsche Anteil in Grieben umfaßte die Stellen VXXI sowie die Büdnerei Nr. 1. Zur Zeit sind in Grieben neun Vollhufner und zwei Halbstellen.

III. (45,4262 ha, Hausmarke 50)

...Nach seinem Tode (Peter Bruhn) ging 1877 die Stelle auf den Anerben Joachim Heinrich über. Im folgenden Jahre heiratete er Luise Lenschow VI. 1919 übergab er die Stelle seinem Sohn Karl, der ebenso wie sein jüngerer Bruder HEINRICH am Weltkriege teilnahm

und 1916 in Rußland verwundet wurde, sein Bruder fiel zur selben Zeit an der SOMME. Der Hauswirt ist seit 1922 mit Ully Schröder, Lehrerstochter aus Prenzlau, verheiratet. Seine Schwester Anna hat Lehrer Eggert, seine zweite Schwester Marie Elise Katharina, Buchhändler Daniel Hempel, geheiratet, beide in Schönberg; die Eltern leben mit der dritten Tochter Emma als Altenteiler auf der Stelle.

Ich las im Buch der Bauern
Vom Fürstentümer Land
Wie die Geschlechter dauern
Und Sippen, oft verwandt.
Woher sie einmal kamen
Sah ich, und was ihr Ziel.
Ich fand auch Deinen Namen
Da stand: Im Westen fiel . . .
Aus längst entschwund'nen Tagen
Grüßt mich vertraut ein Klang
Wir gingen sonder Zagen
Den grünen Pfad entlang.
Hoch stand das Korn in Blüte
Zur Ernte bald bereit.
Auch uns lag im Gemüte
Die schöne Sommerzeit.
Gleichwie aus gold'nen Zweigen
Erhob sich unser Tag.
Wir fühlten froh im Schweigen,
Wie Herz zum Herzen sprach.
Was lange sich verhüllte,
Ward sichtbar nun und kund,
Und was den Geist erfüllte
Gab Worte Deinem Mund.
Des Sommers reiches Prangen
Führt still den Herbst herbei
Du bist dahingegangen
In Deines Lebens Mai.
Dein Sinn, der einst so scheue,
Ward fest im Sturmeswehn:
Das sind des HELDEN TREUE
und MUT, die nie vergehn.

HEINER BRUHN — heute am 30. Juli, wo der Sommer auf der Höhe steht, sitze ich, auch fern mecklenburgischer Heimat, auf meinem Balkon in Bonn am Rhein. denke unserer Jugend und sende dir Grüße in dein stilles Grab im fremden Land (Ich hoffe, dich dort besuchen zu können). 45 Jahre sind es her, da sah ich dich zum letzten Mal. Wo hatten wir uns kennengelernt? Auf der Landvogtei wird es gewesen sein. Ich weiß nicht mehr, wann Du in den Dienst getreten bist. Es war wohl 1912 (in dem Jahre war ich nach Schönberg gekommen), denn als Schüler sah ich Dich nicht. Du wohntest bei Deinem Schwager Eggert in der Siemzer Straße. Vielleicht gingen wir zum Kegeln bei Schrep. Aber dann waren wir viel zusammen. Wie zurückhaltend und schüchtern warst Du! Ich glaube, Deine Mitschüler haben Dich oft nicht verstanden, wie die Jungen in den Jahren rücksichtslos sind gegen den, der nicht mitschreit und -tobt. Aber gerade das gefiel mir! Und wieviel Reichtum des inneren Erlebens sah ich, als Deine Seele sich öffnete. Wir zogen die Siemzer Straße hinaus — Spazierwege gab es in Schönberg kaum — und sprachen von Religion und Weltanschauung. Ich versuchte, Dir mitzuteilen und klar zu machen, was ich darüber gelesen hatte und mit Pui Schön in Neustrelitz besprochen hatte. Und ich weiß noch, wie erstaunt Du warst, als ich Dir aus meinen Ferien sogleich schrieb, wie schnell Du antwortetest. Alle Deine Briefe sind mir verloren gegangen, nur Deine Unterschrift habe ich in dem schönen Kommersbuch, das mir die Wallonia schenkte. Aber zwei Bilder besitze ich von Dir. Eins sandtest Du mir, das andere gab mir Dein Schwager Hempel, als Du nicht mehr am Leben warst. — Ich hörte nicht auf, Dich zu bitten, mich mitzunehmen nach Grieben, bis Du es tatest und mich in Euer altes Wohnhaus führtest. Es war das erste Niedersächsische Bauernhaus, das ich von innen kennenlernte. Wie gut schmeckte mir der Schinken aus dem Rauchfang, den Deine Mutter mir vorsetzte. Du warst still und sinnig wie immer. Am Abend ging es zum Tanz auf den Menzenberg. Willi Greve war da und sang: O Hannes wat een Hot „und Dits uns Köcksch ehr“. Dann zog er weiter nach Zehmen, wir beide nach Hause. Ich hatte Pech gehabt. Beim



Secunda der Realschule 1914

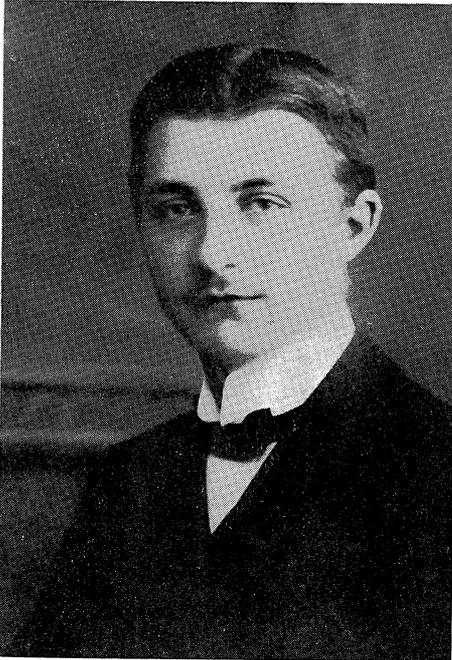
von links: Paul Kahler, Werner Studt, Willi Greve, Kurt Trappe unbekannt, Otto Westphal. Die beiden im Hintergrund unbekannt

Kegeln wurde ich mit meiner Dame — Fräulein Kley aus Menzendorf — letztes Paar und mußte eine Runde ausgeben. Die konnte ich gerade noch bezahlen. Dann nahte das Verhängnis! Der Molkereibesitzer — ich glaube er hieß Kohberg — schlug vor, daß unser Kegel sich versammelte zum Gänsebratenessen. Ich konnte mich nicht ausschließen, lief in meiner Angst zum Kellner und klagte ihm meine Not. Er war einverstanden, aber als er kassierte, kam er trotzdem zu mir, blieb zögernd stehen und sagte dann, so daß nun die anderen es erfuhren: „Ach so, ich weiß Bescheid.“

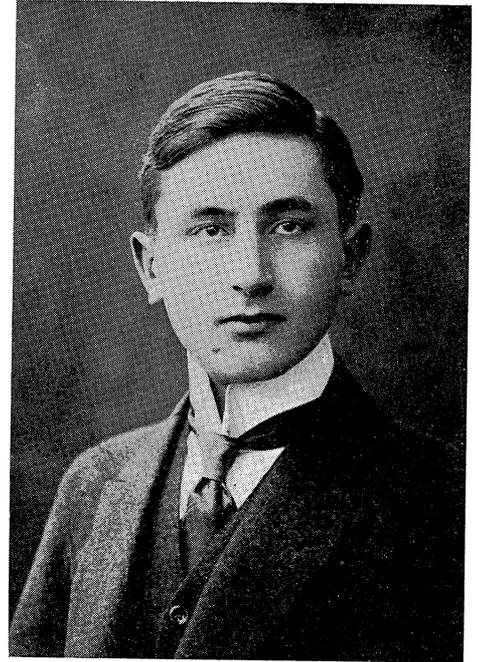
Später kam ich noch einmal in Dein Heimatdorf mit Kurt Trappe! Wir saßen mit Deinem Bruder in der Wirtschaft — wohl wieder Menzenberg — ich weiß nicht, ob Du dabei warst und waren selig und sangen: „Wo steht denn das geschrieben, Du sollst nur eine lieben in Grieben.“ Ich glaube, Kurt war noch seliger als ich, aber wer will das entscheiden? Als wir dahinschlenderten — den heimischen Penaten nach Schönberg zu — entdeckten wir am Horizont einen Feuerschein. Wir glaubten, er käme vom Hochofen bei Lübeck. Schönberg näher gekommen und allmählich nüchtern geworden, sahen wir, daß die Stallungen auf der Domäne Bauhof Schönberg brannten.

Als ich zum dritten Mal — es war das letzte — in Deinem Elternhaus weilte, warst Du nicht mehr da. Der Krieg war aus! Ich sprach lange mit Deiner Mutter von Dir, sie erzählte, wie anhänglich und dankbar Deine Kameraden geschrieben hätten, wieviel sie von Dir gehalten hätten. Das war 1919, Dein Bruder war noch nicht verheiratet. Er nahm mich auf seinem Wagen nach Schönberg mit. Wir führten lange Gespräche, noch war die Vergangenheit lebendig und der Gegenwart nahe. Ich berichtete von unserer Fahrt an den Ratzeburger See. Damals wanderten Willi Greve, Du und ich von Lüdersdorf aus über Campow nach Kalkhütte, wo wir Heinrich Schmidt trafen, der uns nach Römnitz und weiter über den See nach Ratzeburg brachte. Dort aßen wir Mittag und fuhren mit dem Boot nach Farchau und wanderten nach Mölln, der Stadt Till Eulenspiegels, um an der Jahrhundertfeier der Befreiungskriege von 1813 teilzunehmen. Ob wir nach Ratzeburg zurückmarschierten, weiß ich nicht mehr. Von da brachte uns die Eisenbahn nach Lübeck. Wir suchten die BODEGA auf — Zeit hatten wir genug bis zur Abfahrt nach Schönberg — damals hatten wir immer Zeit — Du wußtest die Nummer von einem guten Wein und bestelltest ihn. Im nächsten Lokal hatten wir nur noch 35 Pfennig für drei Mann, wie wir sie unter uns verteilten, habe ich vergessen.

Aber deutlich erinnere ich mich unserer, Deiner und meiner Reise nach HERRNBURG. Du wolltest den Krug — ich glaube, es war ein altes Bauernhaus — kennenlernen, dessen Besitzer GRIEBEN hieß. Du erzähltest ihm, daß Du im Dorfe Grieben beheimatet seist. In der



Heinrich Bruhn
geb. 16. 4. 1895 in Grieben
gefallen 7. Oktober 1916 an der Somme



Peter Heitmann
geb. 14. 4. 1894 in Schönberg
vermißt seit dem 30. 7. 1916 in Galizien

großen Kirche — sie stammt aus katholischer Zeit wie die meisten Gotteshäuser in dem früheren Bistum — richteten wir an den Lehrer, den wir im Innern trafen, viele Fragen.

Beantworten konnte er keine, er sei zu lange im Ort, um noch auf die Eigentümlichkeiten zu achten. Auf meinen Einwand, daß er doch auch einmal zum ersten Mal den Raum betreten hätte, wußte er nichts zu erwidern. Aber dann drängtest Du, daß wir den Wachmeister, der in Herrnburg stationiert war, aufsuchten. Er war Dir seit langem sympathisch, das wußte ich! Der Beamte zeigte uns sein kleines, schmuckes Haus. Im Schlafzimmer lag im Kinderbett sein Töchterchen. Beim Hinausgehen sagtest Du leise, die möchte ich einmal zur Frau haben. Ja, daran dachte ich, lieber Freund, als ich Deiner und wohl einzigen Liebe im Jahre 1957 bei den Mecklenburgern in BOCHUM begegnete. Ich kannte sie nicht, aber sie erzählte von ihrer Jugend in Herrnburg und von ihrem Vater. Jetzt war sie längst erwachsen und verheiratet.

Ich denke an den großen Bazar bei Boie. War er nicht zum Besten der Friedhofskapelle veranstaltet? Ich war Kellner im Weinzelt bei Carla Krosch, wie hieß ihre Tante? Du als mein Vertreter trugst eine rote Zipfelmütze. Ich durfte dem Landdrosten Baron von Maltzahn ein Glas Wein bringen. Tierarzt Holtgreve gab mir ein reichliches Trinkgeld. Paul KUHLMANN spielte Theater im Stück, das Frau Professor JULING einstudiert hatte. Hattest Du darin eine Rolle oder war es später in der „Franzoesentid“, wo Maler Lemcke den Amtshauptmann darstellte und Peter Heitmann soufflierte.

Bei Deinem Auftreten war Deine Mutter im Saal und sah zu. Wie stolz mag ihr Herz gewesen sein! Ja, Heinrich, Du warst künstlerisch veranlagt. Ich weiß nicht, ob ich Dich jemals Klavier spielen hörte. Aber in der WALLONIA — es war in unserem Geheimkabinett gegenüber dem Restaurant bei Westphal — sangst Du: „Alt Heidelberg, du Feine.“ In meinem leicht umnebelten Zustand kam es mir, als ich Dich dort stehen sah, fast lächerlich vor. Später ist der Eindruck einem anderen, ernsteren gewichen. Heute weiß ich und sehe es immer deutlicher, je älter ich werde: Es war das Bildnis des IDEALS, das Dir und uns allen vorschwebte

Ja, lieber Heinrich, nun warst Du Mitglied der Wallonia, soweit hatte ich dich gebracht! Mich hatte Alfred Renzow gekickt und aufgenommen. Du wurdest Erster Chargierter und

Präses! Das war Dein Höhepunkt. Und in der Wallonia war es, wo wir — uns nicht bewußt — zum letzten Mal beisammen waren, nicht allein, sondern im Kreise der Brüder. Die Kneipe fand am Sonntag statt. Am Montag reiste ich ab. Du schriebst mir oft. Glücklich war ich, als ich hörte, daß Du mit Peter Heitmann Musik triebst — er als Sänger — Du am Instrument. Bald kam der Krieg! Was soll ich weiter berichten? Du warst einer der ersten, die sich freiwillig meldeten! Immer erhielt ich Nachricht von Dir — zunächst aus der Garnison — bald aus dem Felde. Du wurdest Gefreiter, Unteroffizier, Vizefeldwebel, Offiziersanwärter! Ich glaube, Du bist einmal durch Neubrandenburg gefahren — Neustrelitz so nahe — ich sah Dich nicht, nie wieder! Vergessen habe ich Dich nie! Wie arm sind wir, wenn wir den Freund verloren haben, wie reich in der Erinnerung!

NOCH MITTEN IM GELÄNDE
DER RUHELOSEN ZEIT
ERGRIFF ICH LÄNGST DIE HÄNDE
DER GROSSEN EWIGKEIT.

Anlage 2

Peter Heitmann*

Zum Gedächtnis - Sonntag, 11. Juli 1920

(„Der Sang ist verschollen“)

So schweigend die Straße, so stumm ist das Haus,
das Lächeln des Freundes so weit.
O tritt sie denn nimmer ins Leben hinaus
die Freude der seligen Zeit?

Ich öffne die Tür — so ernst ist der Raum,
wie Tränen, die keiner geweint,
in düsteren Nächten der quälende Traum,
dem niemals ein Morgen erscheint.

Dort hängt noch der Spruch so wie einst an der Wand,
der Lieben und Glauben uns heißt.
Die Bilder sind alle so wohl mir bekannt,
ich spüre des Lebenden Geist.

Du FREUND jener Tage, hier bist Du mir nah.
Ich sehe die teure Gestalt
Und drücke die Hand Dir wie einst es geschah.
Ganz leise ein Liedchen erschallt.

Das klingt mir so wehe und wieder so traut,
von sterbender Sonne ein Gruß.
Noch einmal die goldene Jugend erschaut.
Ich wende zum Scheiden den Fuß.

Sonntag in SÜLSTORF — Musik und Tanz. Mich hatte Albert Toll mitgenommen. Im Sonnenschein durch Hecken und Felder zog sich der Weg dahin. Wir waren am Ziel. Da trat Organist Buddin (der berühmte Heimatforscher) ins Freie und sagte: „Das ist nichts für uns Alte.“ Wir gingen hinein und fanden Platz. Aber mein Begleiter verließ mich bald. Am Nebentisch saßen Schulfreunde. Er rief mir zu: „Einen Augenblick“, lief rüber und kam nicht zurück. Mir wurde das Warten langweilig. Ich machte mich gleichfalls auf und folgte ihm. Da mußte ich mich vorstellen: „Otto Thiess und Peter Heitmann.“ Das war mein erstes Zusammentreffen mit Peter. Er sagte später zu mir, er hätte mein Vorgehen unpassend gefun-

*) Es handelt sich nur um einen Namensvetter unseres 1. Vorsitzenden. Sippenverwandtschaft besteht sicherlich, da die Familie Heitmann aus altem freien Ratzeburger Bauerngeschlecht (bis ins 15. Jahrhundert zu verfolgen) stammt. Die Vorfahren unseres 1. Vorsitzenden Peter Heitmann stammen aus Klocksdorf im Kirchspiel Carlow und waren dort generationenlang freie Bauern und zumeist auch Kirchenjuraten.

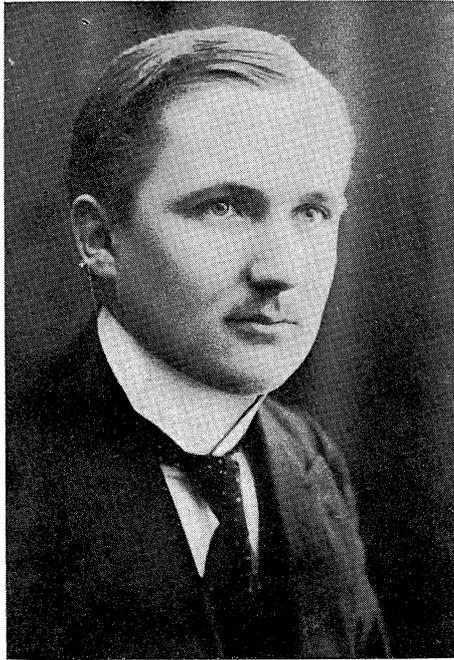
den. Was soll man mit den sturen Nümschern anfangen? Wir unterhielten uns und sahen den Tänzern zu. Plötzlich erschallte der Ruf: Kegel! (Schönberger Nationaltanz). Wer spielt auf? Albert Toll beherrscht das Instrument, kennt die Melodie nicht. Peter weiß sie, kann nicht spielen. Da setzt sich Toll ans Klavier, Peter pfeift die Weise. — Ja, da sahen wir uns zum ersten Mal. Und dann lange nicht. Peter ging nach Berlin. Alfred Renzow, den ich inzwischen kennengelernt hatte, erhielt Karten. Er las sie mir vor. Peter schrieb vom Leben in der Großstadt, das ihn stark beeindruckte und grüßte alle Wallonen. In der Reichshauptstadt hörte er im Wintergarten Otto Reuter mit seinem „Es war einmal“ und dann „In 50 Jahren ist alles vorbei“. Im Café „Größenwahn“ trat Meister Meschugge auf: „Jetzt gehen wir aber ha ha heim.“ (Peter entdeckte den Text später im allgemeinen großen Kommersbuch.) Mir tat leid, daß ich nicht zu den Wallonen gehörte. Auch der Wunsch wurde mir erfüllt. Als Peter zurückgekehrt war, traf ich ihn in Westphals „Wallonia“-Stube. Von den Schönbergern waren anwesend: Alfred Renzow, Präside, Willi Ladendorf, Alfred Fick, Carl Praeve, Otto Westphal, Heinrich Bruhn. Langsam entwickelte sich die Feier. Noch war es ruhig. Aber dann stürmten die Lübecker herein mit lautem Getöse. Mir ist, als wären sie immer vom Lärm begleitet. Heinrich Brincker, Willi Siebenmark, Paul Kähler, Hans Mass, Ernst Licht, Ernst Möller. Später kamen von den Senioren hinzu: Reinhold Wetzels (Mediziner) und Richard Benter stud. jur., Sohn des Schönberger Bahnhofsvorstehers. Es wurde eine große Kneipe. Alfred Renzow führte schneidig das Präsidium. Peter sang von Hannes Vock (der später erschienen war) auf der Gitarre begleitet: „In der Nacht, wenn die Liebe erwacht.“ Ich sehe ihn noch vor mir mit seiner schlanken Gestalt, er trug einen Cutaway, der ihn größer erscheinen ließ. Reinhold Wetzels fragte mich nach meinem Vetter Berni Zanzig, mit dem er zusammen Rostock studierte, und schickte mich in die Kanne. Das Fest stieg auf den Höhepunkt. Renzow ergriff den Degen:

Alles schweige. Jeder neige
 Ersten Tönen nun sein Ohr . . .
 Mir war's als öffne sich das Tor,
 Ein leuchtend Bildnis trat hervor
 So rein und schön . . .
 Der Freundschaft heilig Bild,
 Es grüßte mild
 Herüber aus der Ewigkeit,
 Ihm hab ich mich zum Dienst geweiht
 Und bin zu folgen stets bereit
 In Freud und Leid.
 Jahre gingen, Jahre kamen,
 Was sie gaben, was sie nahmen,
 Immer lag ein hoher Schein,
 Über werden mir und Sein.

Ich trat Peter näher. Er lud mich in das Haus der Eltern. Wir gingen in sein Zimmer hinter dem Laden. An der Wand hing der Spruch (damals oft zitiert), „Ich glaube, daß die schöne Welt regiere, ein hoher weiser, nie begriffener Geist.“ Peter erzählte von seinen Erlebnissen in Berlin und von seinen englischen Sprachübungen mit Aline Thiess (Nahwere Thiess.) Dann zeigte er mir ein Handbuch des guten Tons, Eduard VII. von England gewidmet. „Honny soit qui mal y pense.“ An einem Sonntag begleitete ich Peter auf einem Geschäftsgang durch die Dörfer, der uns bis Torisdorf führte. Da hatten wir viel Zeit zum Nachsinnen und Aussprechen. Ein Abend in Schönberg ist mir in Erinnerung. Willi Greve hatte das Präsidium übernommen. Wir kamen die Siemzer Straße herauf — wohl von Westphal — Peter klagte über den mangelnden Nachwuchs und macht Willi Vorwürfe über die lässige Ordnung beim Kommentar. Sogar das Kartenspiel sei eingerissen. Willi hörte schweigend zu und versprach Änderung.

Auch bei Boye waren wir zusammen bei einem Tanzabend, wohl der berühmte Jahresball des landwirtschaftlichen Vereins, da machten sich die Hauswirte ganz groß. Wenn sie lange gezecht hatten und der Urfidilität nahe waren, ließen sie Wein kommen. Das galt als das Feinste! Peter schlich sich früh nach Hause, er war noch kein ausgesprochener Diener der Minne wie Alfred Fick, der eine richtige Braut hatte, Emmi Dunkelgoth aus Rupensdorf. Wo mag sie geblieben sein? Alfred Fick stand Peter am nächsten von den Bundesgenossen, daneben Alfred Renzows Bruder Gustav, der als Kaufmann verunglückt war und dann Volkswirtschaft studierte, promovierte. Er war lange in der großen Firma Possehl in Lübeck in leitender Stellung tätig, dann selbständiger Steuersyndikus.

Eines Frühschoppens entsinne ich mich in Krüger Westphals Hinterzimmer. Über unserer Gesellschaft lag noch ganz die Stimmung des vorausgegangenen Kneipabends, halb fröhlich,



Alfred Renzow

geb. 28. 8. 1894 in Schönberg
gestorben infolge Verwundung in den
Kämpfen vor Verdun am 27. 2. 1916
im Lazarett zu Montmedy

halb wehmütig. Neben uns saßen die alten Herren aus der Stadt und freuten sich des Treibens der Jugend. „Wir lugen hinaus in die sonnige Welt allzeit mit lachenden Augen.“

Im November 1913 feierten zwei Bundesbrüder Geburtstag, der eine war Paul Kähler, der andere vielleicht Fiter Wilms. Auf Peters Anregung schrieb ich einen Glückwunsch, den er vervielfertigte. „Hier sind wir erschienen zur Freude und Lust, Ihr Brüder in festlicher Runde.“

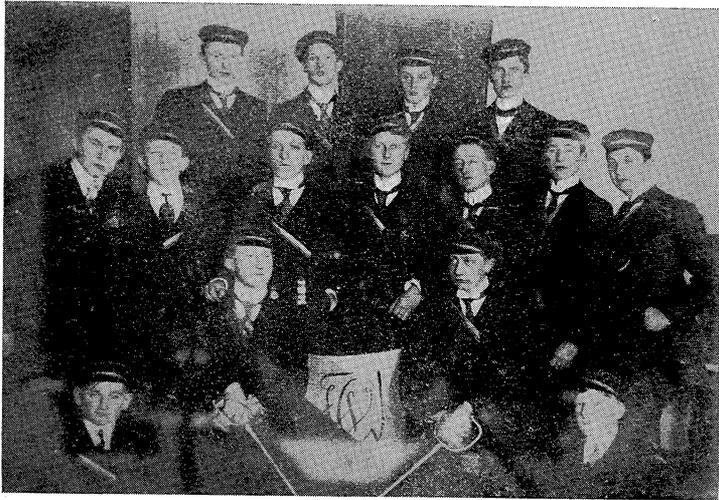
Wie Heinrich Bruhn sah ich auch Peter Heitmann zum letzten Mal auf der Abschiedskneipe bei Westphal. Er machte eine Aufnahme der Versammelten und schenkte jedem Bundesbruder einen Abzug. Hinter das Bild, das er auch selber einrahmte, schrieb er mir: „Peter Heitmann s. l. Carl zur Erinnerung an die Wallonia“. „Ubi sunt qui ante nos in mundo fuere?“

Anlage 3

Alfred Renzow

(Geschrieben am 14. Februar 1959)

Wenn einst auch in Schutt und in Scherben zerbricht
Das Leben so köstlich begonnen:
Das Herz des Wallonen erzittert dann nicht
Er hat ja die Freiheit gewonnen.
Im Tode noch reicht er dem Bruder die Hand
Noch einmal geschmückt mit dem herrlichen Band,
Das oft er zur Freude und Feier umwand
Wallonia allzeit zur Ehre.



Kommers der Wallonia November 1913

Teilnehmer:

Ob. Reihe: Heinrich Brincker, Paul Kähler, Carl Risch, Alfred Rentzow
 Mittl. Reihe: Carl Praeve, Hans Maaß, Ernst Licht, Ernst Möller,
 Alfred Fick, Peter Heitmann, Heinrich Bruhn

Untere Reihe: sitzend: Willi Siebenmark, Willi Greve

Ganz unten: Willi Ladendorf, Otto Westphal

Meine liebsten Erinnerungen an Schönberg und die Freunde gehen zurück auf die Wallonia. So war es bei Heinrich Bruhn, bei Peter Heitmann nicht anders. Am stärksten trifft es zu auf Alfred Rentzow. Alfred ist ohne die Wallonia nicht zu denken, wie auch diese ohne ihn ihren besten und eigentlichen Sinn verlieren würde. Nicht nur, weil er mich in die Verbindung aufnahm, damals Präside war. Die Gründe sind anderswo zu suchen, liegen tiefer. Mir ist es, wenn ich heute so zurückblicke, als ob in keinem anderen der Gedanke der Freundschaft, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit so lebte, so ausgeprägt war wie bei ihm. Niemand nahm seine Pflichten gegen die Wallonia, seine Aufgabe so wichtig wie er. Dabei war es, als ob ihn in allen Dingen eine innere Unruhe antrieb. Immer hatte er es eilig. Ich denke an meinen Jungen, dem es ähnlich erging: „Warum, mein Sohn, hast Du so geeilt, so wichtig die Stunde genommen? So kurz war der Tag Dir zugeteilt, so schnell ist die Nacht Dir gekommen.“ Viel Zeit blieb Alfred nicht am Feierabend, wenn wir uns trafen. Punkt 10 Uhr mußte er zu Hause sein. Er war noch Lehrling in der Bank und von seinem Vater abhängig. Aber einige Glas Bier mußte er zu sich nehmen. Er war ein fröhlicher Gesellschafter und doch lag über seinem Wesen damals schon ein gewisser Ernst. Und so erscheint er auch auf den Bildern, welche ich von ihm besitze. Im Schützenhause kamen wir zusammen. Und da war es an einem Sonntag, als er mit besonderer Feierlichkeit das Wort ergriff — wir hatten schon einige Glas getrunken — und zu mir sagte: „Wir wissen ja, daß Du längst zu uns gehörst. Dir ist bekannt, daß wir in einer Verbindung zusammen geschlossen sind. Willst Du Wallone werden?“

Es ist in einem solchen Augenblick nicht die Tatsache, welche so frohe Empfindung ausgelöst wird. Es ist die Freude, von einer anderen Seele angesprochen zu sein. „Wir stehen nicht allein im Kreis, der schirmend uns umgibt. Wir brauchen den, der von uns weiß, und einen, der uns liebt. Wir brauchen den, der an uns glaubt.“ Noch heute nach 50 Jahren fühle ich, wie auch der Freund im Herzen bewegt war. Es ist die Jugend, wo man sich fürchtet, etwas zu vergeben, „des Weibes Keuschheit geht auf ihren Leib, des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele“ (Friedrich Hebbel Nibelungen). Und dann kam der Abend, an dem ich in aller Form in den Bund aufgenommen wurde. Geheim war der Zugang zum Versammlungslokal bei Westphal, durch ein verlassenes Zimmer führte der Weg. Aber dann stand ich plötzlich im hellen Licht des Festraums. Die Wallonen waren versammelt. Alfred eröffnete die Kneipe: „Hier sind wir versammelt zum löblichen Tun...“

In seiner Ansprache gab er den Bericht über die neuesten Geschehnisse, dann richtete er sein Wort an Carl Praeve und mich, die als Fühse aufgenommen werden sollten. Mir ist es, als stünde er noch heute vor mir, wie er kurz nach Mitternacht den Degen ergriff zum Landesvater: „Alles schweige.“ Und dann: „Seht ihn blinken in der Linken diesen Schläger nie entweicht... Halten will ich stets auf Ehre, stets ein guter Bruder sein.“ ... Das warst Du, lieber Alfred bis zu Deinem Heldentode. Aus Berlin schriebst Du mir einen langen Brief. Er gipfelt in dem Bekenntnis: „Nun muß ich Dir etwas sehr Trauriges mitteilen, am Sonnabend beginnt in Schönberg das Schützenfest, und wir sind nicht dabei. Die Schönberger Zeit war doch unsere beste und wird es wohl auch bleiben!“ Ja, sie blieb es, die schönste, die erste und die letzte. „O wonnevolle Jugendzeit mit Freuden ohne Ende.“ Als mich bei meinem Fortgang aus dem Fürstentum im November 1913 die Amtskollegen zum Bahnhof begleiteten, stand Alfred abseits und meldete sich nicht. Ich sah ihn nicht, sah ihn niemals wieder.

Aber die Wallonia lebt, lebt in mir und allen Freunden jener unvergeßlichen Tage. Und in ihr lebst Du, lieber Alfred, Du Getreueste! Jugend ist Schönheit. Schönheit ist Stille und Traum.

Wallend wandern die Wogen
Einwärts vom Meer und zurück.
Wir, die so oft schon betrogen,
Fürchten das Leid nicht noch Glück.

Ruhelos gleiten die Stunden,
Flüchtig dahin und daher.
Seele, die nie sich verbunden,
Fühlt auch sich selber nicht mehr.

Nur wer tief in sein Wesen
Sieht und was andern verhüllt:
Der ist zur Freundschaft erlesen
Und wird von Liebe erfüllt.

Dr. Gerhard Böhmer:

Carl von Pentz übertrug polnische Literatur ins Plattdeutsche

Übersetzungen aus dem Polnischen ins Hochdeutsche gibt es die Fülle; Übersetzungen ins Plattdeutsche sind eine Rarität, zumal wenn sie mit dichterischer Einfühlung zu erlebnisstarken Nachdichtungen wurden. Der Verfasser derselben, Carl von Pentz, ist eine liebenswürdige profilierte Dichterpersönlichkeit gewesen, die das Reutische Platt um viele hochwertige Dichtungen bereichert hat.

Auf einer Tagung der Rhabanus-Maurus-Akademie zu Köln am 4. November 1961' wurde die Gesellschaft „Amici Poloniae“ gegründet und Carl von Pentz zu ihrem Ehrenpräsidenten gewählt. Er hatte das polnische Nationalepos „Pan Taddäus“ des Adam Mikiewicz ins Hochdeutsche übersetzt und dafür den Unesco-Preis für Literatur erhalten. Auch andere polnische Nachdichtungen von hoher Qualität liegen von ihm vor. So hat er auch zu Werken von Kasimircz Przerwa-Tetmajer, von Maria Konopnicka, von Juliusz Slowacki und von Josef Kraszewski gute Nachdichtungen geschaffen, die uns einen Überblick über die polnische Nationalromantik des 19. Jahrhunderts ermöglichen.

Zunächst jedoch seien hier ein paar Angaben aus seinem Leben vorweg genommen. Carl von Pentz wurde am 6. Januar 1884 geboren. Im südwestlichen Mecklenburg auf dem Gut Volsrade, das viele Jahrhunderte im Besitz der Familie von Pentz gewesen ist, wuchs er auf. Von Jugend auf beschäftigte er sich mit der Geschichte seiner Heimat insonderheit mit dem slawischen Anteil ihrer früheren Bevölkerung. Schon früh beherrschte er die polnische Sprache. Seinen Familiennamen und seine Herkunft leitete er aus dem Slawischen her. Auch als Geneologe ist er tätig gewesen: Pentz = Penitz =

Pienitz = Panitz ist ihm gleichbedeutend mit ‚panicz‘ = junger Herr. Jedenfalls liegen auch die Wurzeln seiner polnischen Sympathien ganz in der gleichen Richtung. Und so ist es durchaus verständlich, daß seine Nachdichtungen aus der polnischen Literatur eine so hohe Qualität erreichten, und so weit es sich um ihren plattdeutschen Teil handelt, zu Raritäten wurden. Er wandelt dabei die polnischen Bilder und Anschauungen in die entsprechenden Parallelen seiner mecklenburgischen Heimat um. Und kräftig und treffend sind beide: die polnischen Originale und die vorzüglichen Nachdichtungen. — Den ersten Weltkrieg hat der mecklenburgische Gutsherr als Artillerieoffizier mitgemacht. Schon damals waren Toleranz und echte Humanität ein auffallender Grundzug seines Wesens. Wegen seiner Kenntnisse der polnischen Sprache und Geschichte wurde er im zweiten Weltkriege dem Militärbefehlshaber im Generalgouvernement zugeteilt. Als Freund der Polen trafen ihn jene Maßnahmen besonders hart, mit denen die Ausrottung dieses Volkes betrieben wurde. —

Nach Rückkehr in seine Heimat 1945 konnte er noch eine Weile sich um die Bewirtschaftung seines Gutes kümmern, bis ihn die SED verhaften ließ und enteignete. Er mußte seine alte Heimat und seinen Familienbesitz verlassen und fand in Wilhelmshaven ein Asyl und auch die Zeit, seine polnischen Nachdichtungen zu intensivieren. Später verzog er nach Bad Eilsen, wo er am 27. Februar 1969 im 85. Lebensjahre verstarb. —

Der mecklenburgische Schriftsteller und Rundfunkautor Gerd Lüpke hat das dichterische Werk des Verstorbenen mit großer Sachkenntnis in vielen Besprechungen liebevoll gewürdigt. Aus diesen seinen Mitteilungen seien mir hier noch einige Ergänzungen gestattet:

In der Schriftenreihe der ‚Niederdeutschen Kartei‘ zu Warburg erschien ein Büchlein, das zum Thema der deutsch-polnischen Nachbarschaft von erheblicher Bedeutung sein dürfte. Es handelt sich um die Nachdichtungen aus der polnischen National-Literatur von W. Panitz. Darunter sind auch einige Gedichte in Mecklenburger Platt, die bei Kennern Aufsehen erregten. Nun, W. Panitz ist kein anderer als Carl von Pentz, aus dessen Feder im Jahre 1956 bei Rowolt das polnische Nationalepos „Pan Taddäusz“ in hochdeutscher Sprache erschien. Dieses Buch „Polen? Deutschland?“ bringt auch große Teile des ‚Pan Taddäusz‘ von Adam Mickiewicz in plattdeutscher Sprache; eine hervorragende Leistung: aus den polnischen Versen sind echte plattdeutsche Gedichte geworden! Interessant ist weiter der Nachweis, daß die Melodie des ‚Horst-Wessel-Liedes‘ zurückgeht auf eine uralte polnische Weise, die auch in Frankreich nicht unbekannt ist. Gerd Lüpke schließt daran die berechtigte Frage, warum alle solchen wichtigen Veröffentlichungen unserer mecklenburgischen Autoren fast nur von nicht-landsmannschaftlichen Institutionen vorgenommen werden müssen? —

Den polnischen Dichter Kornel Makuszyński, der am 9. Januar 1884 in Stryi geboren wurde und der am 31. Juli 1953 in Zakopane gestorben ist, hat Carl von Pentz in Warschau persönlich kennengelernt. Bei einer solchen Begegnung dieser beiden gleichaltrigen Poeten hat Makuszyński sein Gedicht von der alten Standuhr geschrieben, das dann von dem Mecklenburger übersetzt wurde. Wir lassen es hier wegen seiner hohen dichterischen Qualität folgen:

„Uns’ oll Stuwenklock, wat seggst Du dortau?“

Weißt noch, oll Fründ, wo ick hier vör Di stahn hew
 As Schauljung? Hüt dröm ick as olle Mann
 Den’n sülwigen Drom noch, as ick dunn dat dahn hew . . .
 Tick-Tack meinst Du? — Ick weit, Du denkst doran!
 Wo glücklich towten wi dörch Hus un Goren —
 Wer dacht woll, datt dat anners kamen künn.
 Wi glöwten, dat müßt ümmer so nu wahren.
 As Dien Tick-Tack! So wier uns dunn tau Sinn.
 Blot einmal fohrt dat doch Di in dei Knaken,

Datt Dien oll Parpendikel faßt sick hackt;
 Dunmals as ick mien iersten Vers' verbraken,
 Dor kämst mit Dien Tick-Tack Du ut den'n Takt.
 Un weißt' noch, as dei Vullmaandschien von buten
 Dörch't Finster käm? Wo hoch stünn hei, wo fiern ...
 Ick smheet mi up dei Knei, keek dörch dei Ruten ...
 Tick-Tack! — Ja, gor tau leiw har ick dei Diern.
 Doch dat käm anners. Sei hett mi verraden —
 Wo hebb'n wi rohrt! Dat wier 'ne slimme Sak.
 Du ümmer mit! Dunn güng binah tau Schaden
 Dien Gangwark. Trurig klüng Dien Tick-Tack ...
 Wo lang'n is't her? Nu sünd mi lahm dei Flüchten.
 Dat Hart will nich mihr so. Bald steiht ok still.
 Dei Klock. Un ümmer kamen dei Gesichten
 Bi Dien Tick-Tack mi ... ook wenn ick nich will!
 Nu lat Dien Klockenspill noch einmal klingen!
 Bring einmal uns noch trügg dei schöne Tied.
 Un kann't ook blot in'n Drom uns noch gelingen.
 Tick-Tack seggst Du? Heit dat: Bald is 't so wiet ...?
 (Kornel Makuszynski
 resp. Carl von Pentz)

Carl von Pentz war eine Ausnahme in unserer Gegenwart. Durch eine Zeit, die durch Unmenschlichkeit und Terror gekennzeichnet war, trug er das Licht echter Humanität mit Unbeirrbarkeit und persönlichem Mut. Mit seinen Bemühungen um Versöhnung mit dem östlichen Nachbar war er seiner Zeit weit voraus. Aber Dichtung und Politik sind feindliche Brüder. Und so wurden seine Bergpredigten nur in engsten Kreisen vernommen und gewürdigt, obgleich sie als tiefstes Herzenserlebnis gegeben wurden. Zu einem Gedicht von Kazimierz Przerwa-Tetmajer über das Glück im Leben, das auch in französischer Sprache existiert, findet sich die Fußnote: „Es wurde mir im April 1941 in Warschau zur Erinnerung an Tetmajer überreicht. Wenn es wirklich sein letztes Gedicht ist, dann zeugt es von einer seltsamen Vorahnung: Der 75jährige Dichter wurde am 28. Januar 1940 in der Leszno-Straße zu Warschau im Straßenkot liegend aufgefunden und starb noch am gleichen Tage an grauenvollen Verletzungen. Die Anteilnahme und die persönliche Art, wie Carl von Pentz seine Memorialsonette mit historischen Kommentaren zusammengestellt hat, wirft ein treffendes Licht auf den eigenen heroischen Humanismus des Dichters. Hier seine Übersetzung:

La Marche ... (Wo wahnt dat Glück?):
 Mien Glücks-Stiern, Di kenn ick von Kind up an.
 Du hest mi den'n Weg wiest, den'n ick süll gahn
 In all dei trurigen Johren.
 Ick hew ümmer dacht, dat kümmt all tau Schick;
 Hew faßt an Di glöwt un ook an mien Glück.
 Hew meint, daß müßt ümmer so wohren.
 Ick kenn jo den'n Weg un dei Gegend genau ...
 Un dacht: Geihst Du förfötsch hier ümmer grad tau,
 Büßt tauhus Du tau'n Abendbrot-Äthen.
 So, den'n Barg hebb'n wi schafft, un dei Wald ward all hell,
 Blot mien Stiern, dei steht noch up dei sülwige Stell;
 Hei rögt sick ook nich 'n bäten.
 Ja, is dat 'ne Späuk, is't dei Vullmaandschien,
 Dei mi narrt? — Ick müßt doch tauhus all lang' sien?
 Un uns' Kirch? Ick wull dor all ran gahn.

So dicht leeg sei vör mi . . . hier linker Sied.
 Un nu? Mit einmal is allens so wiet . . .
 Wo kann denn blot sowat angahn?
 Na, dei letzt' Miel noch! Denn sünd wie dor!
 Un hei makt sick stur un hei freut sick sogor
 As dei Pierd, dei dei Hawerkrüw rüken.
 Doch dei Weg ward länger un düster dei Nacht.
 Dei Drom is ut. — Wat so schön hei sick dacht,
 Dat ward em för dit Mal nich glücken.
 Du rönnt dörch dei Welt un söchst dat Glück,
 Un tauhus kickt in dissen Ogenblick
 Dat ut all dei Winkel un Ecken —
 Wer hett Di blot heiten, von Hus weg tau gahn,
 In dei Welt rüm tau ströpern? Dat har ick nich dahn.
 Up dei Landstrat, dor warst Du verrecken . . . !
 (Kazimierz Przerwa-Tetmajer
 resp. Carl von Pentz)

Im höheren Alter ging von Pentz dazu über, viele seiner unveröffentlichten Gedichte durch eigene Abschriften zu vervielfältigen. Von solchen Originalen und Autographen deponierte er die wichtigsten in Dr. Böhmers Biographischer Dokumentar-Registrierung mecklenburgischer Persönlichkeiten, aus der auch diese kurze Würdigung gegeben wurde. Ein wichtiges urschriftliches Dokument nennt er: „ein Versäuk, von Adam Mikiewicz sien Meisterwark dat ein orrer anner Deil in uns' heimatlich Platt tau äwerdragen“; darunter die Jahreszahl 1962 und C. v. P. — Das ganze ist mit mancherlei Anmerkungen und Kommentaren versehen, die von des Dichters eigener Hand stammen und daher autographischen Wert besitzen. Es sind auch plattdeutsche Nachdichtungen von Juliusz Slowacki, von Josef Kraszewski, von Maria Konopnicka u. and. darunter. Und es sind durchaus Raritäten, die Carl von Pentz mit seinen plattdeutschen Nachdichtungen aus dem Polnischen der Nachwelt hinterlassen hat. Einzelne andere Gedichte und Zeitungsbesprechungen sind dem beigefügt. Ein besonderes Heft ist den Märtyrern vom 20. Juli 1944 gewidmet. Alle diese Autobiographien sind Wertobjekte, die sein großes dichterisches Können und die Tiefe seiner Erlebnisse einwandfrei unter Beweis stellen und die wahrlich eine größere Verbreitung verdient hätten. Sie könnten die deutsch-polnischen Kontakte sehr fördern und zu einer echten Aussöhnung beitragen.

De Meckelbörger an de Nordsee

De Nordsee, de is ümmer dit un dat,
 Bald is se dor, bald heit sei „Watt“,
 Mi is dat gor nich klar:
 Is se dor, so heit dat „Flut“;
 Ick segg Juch't grad herut,
 De Ostsee is väl leiwer mi,
 Dor is doch't Warer ümmer dichtung bi!

Friedrich Bauer

Bevensen-Tagung 1973

Zum 26. Mal trafen sich niederdeutsche Dichter, Wissenschaftler und Freunde der Sprache in Bevensen. Die Tagung war bewußt akzentuiert worden und sollte den Anstoß geben, das Gespräch zwischen den verschiedenen Institutionen und Teilnehmergruppen zu beleben. War es der Reiz des Programms, waren es die bekannten Namen der Preisträger, war es die plattdeutsch abgefaßte Einladung oder war es nur eine gesunde Neugier, die so viele Teilnehmer zusammenführten? Zwar vermißte man gerade unter den Autoren manch bekanntes Gesicht, doch schien es andererseits gelungen zu sein, neue Kreise zu interessieren, denn mehr als 250 Teilnehmer waren gekommen.

Die Tagung begann mit der Beiratssitzung, die zugleich die Jahreshauptversammlung des Vereins war. Der Rechenschaftsbericht war knapp, der Kassenbericht wies ein ausgeglichenes Konto auf und die 26. Tagung sollte zeigen, ob „Bevensen“ weiterhin eine Notwendigkeit im Bereich des Plattdeutschen darstellt. Das Referat „Die Bevensen-Tagung und das Institut für niederdeutsche Sprache e. V.“ von Dr. Claus Schuppenhauer machte deutlich, daß von dieser lange ersehnten und auch in der Öffentlichkeit stark beachteten Institution der Bevensen-Tagung keine Gefahr droht. Die Grundlage für das Institut ist die wissenschaftliche kontinuierliche gegenwartsbezogene Beschäftigung mit dem Plattdeutschen, vornehmlich in den von den Hochschulen nicht erfaßten Arbeitsbereichen. Es wurde deutlich, daß zwar bisweilen ähnliche oder gar gleiche Ziele verfolgt werden, daß aber andererseits die anzusprechenden Zielgruppen unterschiedlich genug sind, um nicht mit der Bevensen-Tagung und ihrem einmaligen, langsam gewachsenen Kreis zu kollidieren. Während das Niederdeutsche Institut vorrangig Vereinen und fest abgrenzbaren Gruppen bei der alltäglichen Arbeit Hilfe geben will, richtet sich die Bevensen-Tagung stärker und direkter an den einzelnen Teilnehmer und sollte in der Art eines allgemeinen Verbandstages ein Gegengewicht zu den wissenschaftlichen Fachtagungen bilden. Der neuen Situation soll durch eine neue Satzung entsprochen werden, die die Möglichkeit einer persönlichen Mitgliedschaft im Verein „Bevensen-Tagung“ schafft.

Der Abend des ersten Tages wurde von der Stiftung F. V. S. zu Hamburg gestaltet. Während die Verleihung des Fritz-Stavenhagen-Preises an Günther Siegmund und die des Richard-Ohnsorg-Preises an Ernst Waldau durch den Bremer Kultursenator und Vorsitzenden der ständigen Kultusministerkonferenz, M. Thape, in kleinerem Kreise in der Klosterkirche Medingen erfolgte, hatte die Stiftung anschließend alle Tagungsteilnehmer zu einem Empfang in den Festsaal der Fritz-Reuter-Schule eingeladen. Rede und Gegenrede, Instrumentalmusik und Gesang wechselten einander ab, und bei einem von den Schulkindern appetitlich zubereiteten Imbiß wurde die Gelegenheit zu ersten Wiedersehenskontakten reichlich genutzt. Die Fortsetzung erfolgte dann in den Gaststätten des Ortes und soll bis weit nach Mitternacht gedauert haben. Am nächsten Morgen füllte sich der Festsaal wieder schnell. Zwar hielt eine umfangreiche Buchausstellung manchen fest, aber nach dem akademischen Viertel konnte der Vorsitzende, Dr. W. Lindow, seine Grußworte an die zahlreichen Gäste und Teilnehmer richten. Er betonte, daß die kritische Tendenz mit Bedacht mehr Gewicht bekommen habe, daß man aber auch bestrebt war, durch ein vielseitiges Angebot in den Arbeitskreisen und bei anderen Veranstaltungen sich vor der Einseitigkeit zu hüten. Das große Interesse der norddeutschen Kultusministerien kam in den Grußworten aus Niedersachsen und Schleswig-Holstein zum Ausdruck, während die Vertreter des Kreises und der Stadt die enge Zusammenarbeit mit der Bevensen-Tagung betonten. Dann zog der Vortrag „Die niederdeutsche Literatur und ihre Kritiker“ von Dr. Jochen Schütt, Kiel, die Aufmerksamkeit auf sich und löste eine lebhafte Diskussion aus, an der leider die Dichter sich sehr wenig beteiligten. Für weite Kreise interessant waren die aus-

fürlichen Informationsberichte über die plattdeutsche Arbeit der Ostfriesischen Landschaft, der Oldenburg-Stiftung und des Westfälischen Heimatbundes. Der Nachmittag gehörte der Arbeit in kleineren Kreisen. Im Arbeitskreis „Funk“ wurde von Gerda Burmeister nach niederdeutschen Beiträgen, die nicht „Dichtung“ sind, gefragt. Für manchen war das Angebot des Funks sicher erstaunlich. Im Arbeitskreis „Prosa“ behandelte man unter Leitung von Heinrich Schmidt-Barrien „Formprobleme der Novelle“. Zur gleichen Zeit stellten sich Ernst Waldau und Günther Siegmund einem größeren Kreis vor. Überall ging es recht lebhaft zu. Auch der Spätnachmittag gehörte den Arbeitskreisen. In der Flämischen Stunde berichtete der Programmleiter des Senders Kortrijk, Valère Arickx, über das Thema „Mundart und Heimatfunk im Belgischen Rundfunk“, in der „Stunde der jungen Autoren“ diskutierte man unter Heinrich Diers' Leitung Beiträge jüngerer Teilnehmer, und bei den „Lesungen älterer Autoren“ traf man mit Wilhelmine Siefkes, Karl Bunje, Wilhelm Fredemann und Paula Wilken zusammen. Der Abend gehörte dem Theaterspiel. Der Bühnenbund Niedersachsen-Bremen war mit einer Gemeinschaftsinzenierung des Stückes „Loop nich vörbi“ von Klaus Meinert zu Gast, ein inhaltlich und formal problematischer Versuch, auch im niederdeutschen Theater neue Wege zu gehen. Die anschließende Diskussion mit den Spielern und dem Regisseur machte deutlich, daß der Rahmen des „Üblichen“ gesprengt worden war.

Der Sonntag begann traditionsgemäß mit dem plattdeutschen Gottesdienst in der Hauptkirche von Bevensen. Anschließend trafen sich die diskussionsfreudigen Teilnehmer zu einem Podiumsgespräch über „die Niederdeutsche Bewegung und ihre Ideologie“, das durch drei jüngere Akademiker aus Kiel, Dr. Schütt, Edith Joost und Rudi Schnell, exakt vorbereitet worden war und unter einer sehr straffen Leitung von Dr. Schuppenhauer trotz vieler kritischer und provozierender Bemerkungen friedlich über die Runden ging. Hier wurde die andersbedingte Einstellung der Jüngeren zu den Fragen des Plattdeutschen besonders deutlich. Es zeigte sich aber auch, daß die Jüngeren mit gleichem Ernst und Eifer an die Arbeit gehen, wie die Älteren, wenngleich die Begeisterung für das gute, alte Plattdeutsch eine andere ist. Wer nach den gesprächsreichen Tagen sich mehr genießerisch dem Plattdeutschen zuwenden wollte, lauschte der Lesung von F. H. Schäfer, der Teile aus einer plattdeutschen Bearbeitung des Goetheschen Faust vortrug. Hatte man die Ankündigung dieser Lesung noch sehr skeptisch aufgenommen, so war die Begeisterung anschließend um so größer.

Den erregten Aussprachen und lebhaften Diskussionen mußte ein mehr besinnlicher Ausklang folgen. Die Singstunde des Hamburger Musikkreises war dazu bestens geeignet. Die „Publikumsanalyse“ zeigte, daß die Tagungsteilnehmer, die Kurgäste und die Bevölkerung Bevensens zu je einem Drittel vertreten waren — ein Zeichen, daß es gelungen ist, die Tagung mit ihren Beiträgen dieser Art in den Alltag der Stadt einzuordnen. Bei der abschließenden Kaffeetafel, zu der die Stadt Bevensen eingeladen hatte, traf sich nur noch ein kleinerer Kreis Getreuer. Die Anforderungen des Programms waren vielleicht doch etwas vielseitig gewesen, um noch bis in den frühen Abend zu verweilen. Hier bot sich dann noch einmal die Gelegenheit, den Rahmen des Plattdeutschen etwas auszudehnen. Mit herzlichem Beifall nahm man die Beiträge der Mecklenburger Carl Behrens und Hans Fleischer auf, bevor man sich bis zur 27. Tagung im September 1974 Tschüs sagte. Ausführliche Tagungsberichte werden zum Ende des Jahres vorliegen und können bei der Kurverwaltung in Bevensen angefordert werden.

Wolfgang Lindow

Vermischte Beiträge

zum

Carolinum

40. Jg. - Nr. 67

Göttingen

Winter 1973/74

Dr. Walter Lehmbeker 75 Jahre!

Als unser kürzlich heimgegangener Oberstudiendirektor a. D. Piehler sich schon vor Jahren nach einem geeigneten Mitarbeiter umsah, der ihn bei der Herausgabe und Schriftleitung unserer Zeitschrift gleichgesinnt entlasten könnte, fand er ihn nur außerhalb unserer eigenen Reihen in dem ihm kollegial verbundenen und nicht minder in seiner mecklenburgischen Heimat verwurzelten und aus ihr heraus schaffenden Dr. Walter Lehmbeker. Dieser, der sich u. a. schon als Schriftleiter früherer mecklenburgischer Zeitschriften bewährt und einst im geschichtsträchtigen Wismar, also im Westen unseres Heimatlandes sein Hauptwirkungsfeld hatte, erkannte bald den überregionalen Wert unserer historisch-literarischen Zeitschrift und sah in ihr ein notwendiges Forum heimatkundlicher Geschichtsschreibung und geistigen Schaffens überhaupt, das nicht nur die menschliche und kulturelle Zusammengehörigkeit Mecklenburgs, sondern auch die unseres ganzen deutschen Vaterlandes bezeugt.

Die Laudatio, die Oberstudienrat a. D. Dr. Walter Lehmbeker, der bis vor wenigen Jahren noch an der Humboldt-Schule in Kiel unterrichtete und im Jahre 1972 selbst den Kulturpreis der Landsmannschaft Mecklenburg erhielt, zur Verleihung dieses Kulturpreises an Gustav Heinrich Piehler im Jahre 1968 während des 5. Caroliner-Treffens in Marburg hielt (vgl. „Carolinum“, Heft 51 Seite 93/94), zeigte schon, wie er sich mit dessen Wirken und Wollen vertraut gemacht und darin den Ewigkeitswert humanistischen Geistes herausgestellt hatte. So wurde Dr. Walter Lehmbeker ganz und gar einer der Unseren, wie dies gerade auf unserem letzten Treffen in Marburg sympathisch zum Ausdruck kam. Er führte uns auch viele Freunde unserer Zeitschrift und unseres Zusammenschlusses zu, die uns in mancherlei Hinsicht förderlich sind.

Wir Caroliner gedenken daher seines 75. Geburtstages am 10. Dezember 1973 in großer Dankbarkeit und wünschen ihm von Herzen weiterhin gute Gesundheit! Möge ihm noch manches Heft unserer von ihm redigierten Zeitschrift Genugtuung und Freude bereiten, die dazu beitragen, ihn seiner verehrten Gattin und seiner großen Familie noch lange zu erhalten und uns seine wertvolle Mithilfe, die er seit fast einem Jahrzehnt uns ehrenamtlich zuteil werden läßt! Als Mitglied des Vorstandes unserer Carolinerschaft gratulieren wir ihm in besonderer Verbundenheit. Sein Ehrentag am 10. Dezember 1973 ist für uns wie ein heimatlicher Festtag!

H.

Trauerfeier für Oberstudiendirektor a. D. Gustav Heinrich Piehler

In der Kapelle des Stadtfriedhofes zu Göttingen hatten sich am 24. Juli 1973 zahlreiche Trauergäste eingefunden, um Abschied zu nehmen von unserem am 18. Juli verstorbenen Gustav Heinrich Piehler. Neben namhaften Vertretern unserer Carolinerschaf waren Bundesbrüder der studentischen Verbindung des Verewigten und der 1. Bundesvorsitzende der Landsmannschaft Mecklenburg, Karl Werner Flint, erschienen. Nach der Trauerandacht von Pastor Lührs und dem Orgelspiel folgte die Trauergemeinde dem Sarg, der zu dem Wagen des Begräbnisinstitutes gebracht wurde. Hier auf einem freien Platz des Friedhofes hatten der Vorsitzende unserer Carolinerschaf und der Sprecher der Altherrenschaft der Rhedaren Gelegenheit, ihren Empfindungen Ausdruck zu geben und das Wesen und Wirken des Verewigten aus ihrer Sicht zu würdigen. Peter Heitmann, der zugleich im Namen des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Mecklenburg sprach, hob besonders hervor, wie sehr der Verewigte seinen Lebensabend ganz und gar seiner Heimat, der unverfälschten Erhaltung ihres Menschenbildes und der geistigen Substanz seiner ehemaligen Schule gewidmet hat. Er erinnerte an die dreijährige KZ-Haft Piehlers, die er nach 1945 erleiden mußte, und daß er dennoch aus innerem Pflichtgefühl glaubte, sich an heimatlicher Stätte seiner ehemaligen, inzwischen umbenannten Schule wieder zur Verfügung stellen zu müssen. Er arbeitete dort, bis sein Gewissen überfordert wurde und er keinen anderen Ausweg mehr sah als die Flucht in den freien Westen. Hier wirkte er noch als Lehrer am Nordsee-Gymnasium in St. Peter und gab dann hier von Göttingen aus im Auftrage der 1956 in Marburg neu gegründeten Carolinerschaf deren Zeitschrift heraus, die dank seiner Genialität und den in Marburg erhaltenen Impulsen bald über ihren Ursprungsbereich hinauswuchs. Mit dieser Zeitschrift, zu der er noch in Heft 65/66 einen feinsinnigen Beitrag über den Maler Kersting und einen wehmütigen Nachruf für seinen am 9. März dieses Jahres verstorbenen Warener Kollegen Dr. Gratopp verfaßte, — so führte Peter Heitmann weiter aus — habe Gustav Heinrich Piehler seiner Schule nicht nur ein einzigartiges Denkmal gesetzt, sondern ihr auch über den äußeren Existenzverlust hinaus einen bleibenden Platz im heimatlichen und gesamtdeutschen Geschichts- und Kulturbild gesichert! Und wieviel Carolinern und Mecklenburgern im In- und Ausland habe er mit seiner Zeitschrift und den familiären Nachrichten die Heimat mit dem ganzen Reichtum ihrer Geistes- und Gemütswerte immer wieder neu geschenkt!

Peter Heitmann knüpfte auch an die Laudatio an, die der unter den Trauergästen weilende Dr. Walter Lehmbcker anlässlich der Verleihung des Kulturpreises der Landsmannschaft Mecklenburg an Gustav Heinrich Piehler im Jahre 1968 gehalten hatte. Dies war bei unserem 5. Caroliner-Treffen, und noch kurz vor seinem Tode hatte sich unser verehrter Piehler, der aus den Marburger Treffen gar nicht wegzudenken war, auch zum diesjährigen Treffen in Marburg angemeldet. In ergriffener Dankbarkeit für alles, was der nun Heimgegangene uns gegeben, gab unser Sprecher ihm die Grüße seiner Caroliner und Landsleute mit auf seinen letzten Weg. — Dr. jur. Carl Meltz würdigte sodann für die Altherrenschaft der Rhedaria das Ansehen, das der Verewigte in den Reihen seiner Bundesbrüder genoß, und die Verdienste, die er sich um deren Zusammenhalt erworben hatte. Er legte das Band seiner Burschenschaft auf den Sarg.

Zum Abschluß dieses Gedenkens in der freien sommerlichen Umgebung las Pastor Lührs aus der vom Verewigten hinterlassenen Lieder- und Gedichtsammlung „Will nun Abend werden“ den „Sang an die Toten“ vor, während der Sarg in den Wagen gehoben wurde, der sich dann langsam zur Fahrt nach Hannover, wo die Einäscherung stattfand, entfernte.

Nachruf für Dipl.-Ing. Walther Rieck

geb. am 29. 8. 85 in Neustrelitz Mecklenburg
verstorben 1. 9. 73 in Bergisch-Neukirchen

Im Frühjahr 1972 widmete ich in Nr. 62 des „Carolinum“ einen Nachruf unserem verstorbenen Caroliner Heini Steffen und erwähnte dabei, daß mit seinem Ableben nur noch als einziger Jugend- und Schulfreund Walther Rieck im 87. Lebensjahr stehend mir geblieben sei.

Nun hat auch er, 3 Tage nach seinem 88. Geburtstag, uns verlassen und mit seinem Tode ist auch für mich ein Leben erloschen, das viele gemeinsame Schulerinnerungen und Jugenderlebnisse mit mir teilte.

Walther Rieck war der 2. Sohn des am Gymnasium Carolinum tätigen Professor Dr. Karl Rieck und seiner Ehefrau geb. Grobbecke, die wohl allen alten Carolinern bekannt sind, denn der Lehrer Rieck trug ja wesentlich dazu bei, daß wir Caroliner in der Welt unseren

Mann standen. Wie die Familie Grobbecker in Stadt und Land bekannt war, war auch die Familie Rieck für jeden Neustrelitzer ein „Begriff“. Alle Riecks waren begabt, tüchtig und freibleibend, stets den Namen Rieck auf der Höhe haltend.

Die Seniorin heute noch lebender Riecks (direkte Nachkomme von Professor Rieck und Frau) ist die im 86. Lebensjahr stehende Lisa Hänisch, deren verstorbener Mann Arzt war, sie selbst lebt heute in West-Berlin, Mutter, Großmutter und mehrfache Urgroßmutter zugleich, von allen Familienmitgliedern als Ahnin und Urahnin verehrt. Auch mich binden mit ihr freundschaftliche Beziehungen, obwohl sie mir vor Jahren bekannte, daß sie als Schülerin vorwiegend „Angst vor den Rustschen Zwillingen gehabt habe“!

Walther Rieck ging nach bestandendem Abitur zum Hoch- und Tiefbaustudium nach München und leistete dort auch seine Militärflicht ab. München blieb seine Lieblingsuniversitätsstadt, zumal als Aktiver der Turnerschaft „Munichia“, bei der er wohl bis vor wenigen Jahren kein Stiftungsfest ausließ. Als Praktikant ging er von dort nach Hannover. Als Offizier des I. Weltkrieges geriet er 1915 vor Verdun in Gefangenschaft, aus der er erst relativ spät nach Beendigung des Krieges zurückkehrte. In Hamburg neue Berufsarbeit findend, lernte er in Altona die Tochter des Hauptpastors Schmidt kennen, mit der er sich vermählte, nachdem er in den Farbwerken Bayer Leverkusen eine seinen Kenntnissen und Fähigkeiten zuzugende Stellung gefunden hatte, die er bis zu seiner Alterspensionierung innehielt.

Seine Kinder Hille Seipp, verheiratet mit einem Chefchemiker, Jochen, Landgerichtsdirektor wie Hans-Jürgen, kfm. Leiter, stellen den über Generationen bekannten traditionellen Fleiß mit dem damit verbundenen beruflichen Aufstieg unter Beweis. Fünf Enkelkinder bilden die sich schon heute positiv abzeichnende Nachhut der Riecks.

Reale Daten eines Lebensganges sind allerdings für sich bestehend sicher nicht geeignet, dem den Nachruf zu zollen, der mir in gemeinsamen Zeiten der Schulbank und der Rugia-Schülerverbindung so eng zur Seite stand und auch in den späteren Jahrzehnten mir stets die Treue hielt. Machten ihn doch erst seine Wesenszüge lebenswert, die eines stets ausgeglichene[n], immer von einer Gelassenheit geprägten, allzeit hilfsbereiten Mannes, dessen Innerstes von einer echten Religiosität, Heimatliebe und einem humanistischen Denken erfüllt war. Familie wie corpsgebundene Geselligkeit stets fördernd, galt er in diesen als ruhender Pol einer stabilen „Weltanschauung“. Herz, Verstand und Humor machten ihn zu einem stets beliebten Gast oder Gastgeber.

Glücklicher konnte sich diese, trotz aller Zeitwirren bewahrte Standfestigkeit kaum ergänzen, als mit der Partnerschaft seiner Frau, die seinen Lebensweg temperamentvoll, immer verstehend und liebevoll, gleichsam als Ehefrau wie Mutter und Großmutter unter bekannter hauswirtschaftlicher Tüchtigkeit begleitete, bis hin zu einer aufopferungsvollen Pflege des letzten Jahres, während dessen die psychischen wie physischen Kräfte Walther Riecks verlöschten.

Als letzter Nachruf galten Dir, lieber Walther, die Worte meines Trauerkranzes, „ich hatt' einen Kameraden“, daß wir einen besseren kaum finden werden, wissen sicher mit mir die meisten Altcaroliner.

Nach Ableben meiner Frau (1971) sind die Reihen unserer Generation immer lichter geworden, Dein Fortgang, lieber Walther, hat mich einsamer werden lassen.

So nehme ich, in wenigen Monaten das 91. Lebensjahr erreichend, Abschied von Dir eingedenk auch über das Grab bestehender Bande der Familien Riecks und Rust.

Mit den Angehörigen, vor allem seiner ihn stets treu umsorgenden Gattin, trauern wir Caroliner allesamt um unser ehemaliges Vorstandsmitglied Walther Rieck, dessen Laudatio auf unser liebes Neustrelitz beim ersten Caroliner-Treffen immer noch in uns nachklingt (s. Heft 31/32, S. 21/22).

Werner Rust, 2 Hamburg 33, Heidhörn 2

Hochzeit

Am 14. September 1973 heirateten in Ratzeburg und wurden im Dom getraut Ortrud Hartwig aus Neustrelitz und Heinrich Lamping. Ortrud L. ist die Tochter des früheren Verlagsleiters der „Landeszeitung für Mecklenburg“ Karl Hartwig und seiner Frau Gertrud, geb. Kähler. Letztere besuchte das Neustrelitzer Lyzeum bis zum Jahre 1920. Sie konnte am 12. Oktober bei gutem Wohlbefinden im Kreise ihrer Familie, Verwandten und Bekannten in Bremen ihren 70. Geburtstag feiern. Unser treuer Caroliner Rolf Hartwig, den wir stets auf unsern Treffen begrüßen können, ist der Bruder von Ortrud L. Die Neuvermählten wohnen in Bremen-Horn-Lehe, Am Lehester Deich 10 A.

Erinnerungen an Studienrat Hans Ohle

Am 12. Oktober 1972 verstarb unser Studienrat Hans Ohle.

In Nr. 63/64 unseres „Carolinums“ gedachte G. H. Piehler unseres alten, beliebten Paukers Studienrat Hans Ohle. Ich selbst habe lange Jahre Herrn Ohle als Klassenlehrer und Lehrer in den naturwissenschaftlichen Fächern gehabt. Meine größte Hochachtung genoß Herr Ohle nicht nur als Lehrer, sondern auch, und vielleicht noch mehr, als Segler. Ich selbst bin, nach einer 22jährigen Zwangspause, seit 1967 aktiver Hochseesegler und kann jetzt beurteilen, welch große sportliche Leistung unser Patri vollbrachte, wenn er Jahr für Jahr in den Sommerferien auf See war. Das allerdings nicht in einer Jolle, wie Herr Piehler schreibt, sondern in einem durchaus seetüchtigen Boot. Ich habe jeden „Radegast“ kennengelernt. Meine erste Erinnerung an Seesegeln stammt aus dem Jahre 1927, als wir in einer stürmischen Nacht vor Warnemünde kreuzten und ich zum ersten und letzten Mal in meinem bisherigen Leben seekrank war (ich war damals 3 Jahre jung). — In der Jugendabteilung des VNS (früher V.M.S T.S.) habe ich Herrn Ohle als Segler kennen- und schätzengelernt. Er war der zweite Takelmeister des Vereins, der erste war mein Vater, der Zimmermeister Franz Reinke, der zusammen mit seinem Bruder Hans Reinke das Segeln in Neustrelitz auf dem Zierker See ‚eingeführt‘ hat, wenn ich darüber richtig unterrichtet bin. Gibt es noch einen Neustrelitzer, der weiß, warum an der „Weißen Brücke“, am Holzhafen der Schneidemühle, ein Stück der tragenden Konstruktion „fehlt“ (auch nach dem Kriege, als die Brücke wieder aufgebaut wurde, blieb diese Lücke)? Da gab es ein Stück herausnehmbaren Belags und Geländers, damit die von Franz Reinke selbstgebaute „Rapunzel“ (G/0 55) vom Holzhafen auf den See kommen konnte, ohne den Mast zu legen. —

Immer wenn ich nach meiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten im Jahr 1961 nach Neustrelitz kam, besuchte ich Herrn Ohle, und nachdem ich selbst Hochseesegler geworden war, sprachen wir immer wieder über die Schönheit der skandinavischen Gewässer. Herr Ohle und seine Frau sprachen immer so darüber, als ob sie im gleichen Sommer mit da oben gewesen wären. —

Ja, und nun kam ich am 23. Oktober 1972 nach Neustrelitz und erfuhr als erstes von meinem Vater, daß Patri nicht mehr lebte. Und am Tage darauf, am 24. Oktober, schloß mein Vater seine Augen für immer. Innerhalb von etwas mehr als einer Woche verloren wir die beiden Takelmeister unseres Neustrelitzer Segelvereins, die beiden Menschen, die in mir die Liebe zum Wasser, zum Segeln geweckt und gefördert haben. Wenn ich an Patri denke, muß ich auch daran denken, wie oft wir während unserer Schulzeit an Tagen, wo wir den ganzen Vormittag bei Patri Unterricht hatten, gefragt haben: „Herr Studienrat, wie war das doch noch damals im Kattegatt?“ (Meistens mußte ich die Frage stellen.) Und nach einigem Hin und Her wurde ich dann zu Herrn Gerlach geschickt, mußte die entsprechenden Karten holen. Und dann war der Vormittag ausgefüllt mit „Rees“, so nannten wir das später bei der Marine.

Herr Ohle war ein Mensch, den ich nie vergessen werde, er hat mir sehr viel gegeben für mein späteres Leben. Und ich trage voller Stolz die Standernadel des VNS (V.M.ST.S.), die mir Frau Ohle im Oktober 1972 zur Erinnerung an ihren Mann, unseren Studienrat Hans Ohle, geschenkt hat.

Gerhard Reinke

Auszeichnungen

Unserem Caroliner Oberkreisdirektor Dr. Andreas Dehn wurde vom Bundespräsidenten das Bundesverdienstkreuz verliehen. Damit wurden die außerordentlichen Verdienste gewürdigt, die er sich um den Aufbau und die erfolgreiche Verwaltung des Landkreises Harburg seit 1950 erworben hat. Er wurde im Sommer dieses Jahres nach 23jähriger Dienstzeit vom Harburger Kreistag für weitere 6 Jahre gewählt. Anlässlich seines 60. Geburtstages im April 1973 zeichnete ihn als passionierten Reiter der Landesreiterverband mit der Goldenen Ehrennadel aus. Wir Caroliner gratulieren ihm herzlichst zu diesen Ehrungen.

Staatsarchivrat a. D. Dr. Georg Tessin, früher in Schwerin und nach dem Kriege im Bundesarchiv zu Koblenz, erhielt am 6. Oktober 1973 anlässlich der Einweihung der Mecklenburg-Räume im Herrenhaus am Domhof zu Ratzeburg den Kulturpreis der Landsmannschaft Mecklenburg. Die Laudatio hielt Professor Dr. Roderich Schmidt vom Herder-Institut in Marburg. Er hob besonders die militärwissenschaftlichen Arbeiten und die zahlreichen Beiträge von Dr. Tessin zur Geschichte des mecklenburgischen Bauerntums hervor.

Unser Caroliner Otto Sickert, wohnhaft in 14 Greaves Place, Cranford, USA, wurde dort zum Präsidenten der Wagner-College Guild gewählt.

Geboren

Heinz Dahl und Frau Ingeborg, geb. Heitmann, in Flensburg die zweite Tochter Susanne Barbara.

Geburtstage

Frau Alma Hauptmann, geb. Lamprecht, wurde am 25. Juni 1973 91 Jahre alt. Sie ist die Mutter der Abiturientin unseres Carolinums, Frau Eva Toense, jetzt wohnhaft in Boizenburg/Elbe, und unseres verstorbenen Caroliners, des Ritterkreuzträgers Hans Hauptmann. Der noch rüstigen Jubilarin überbrachten Michel Ludewig und Peter Heitmann unsere Glückwünsche.

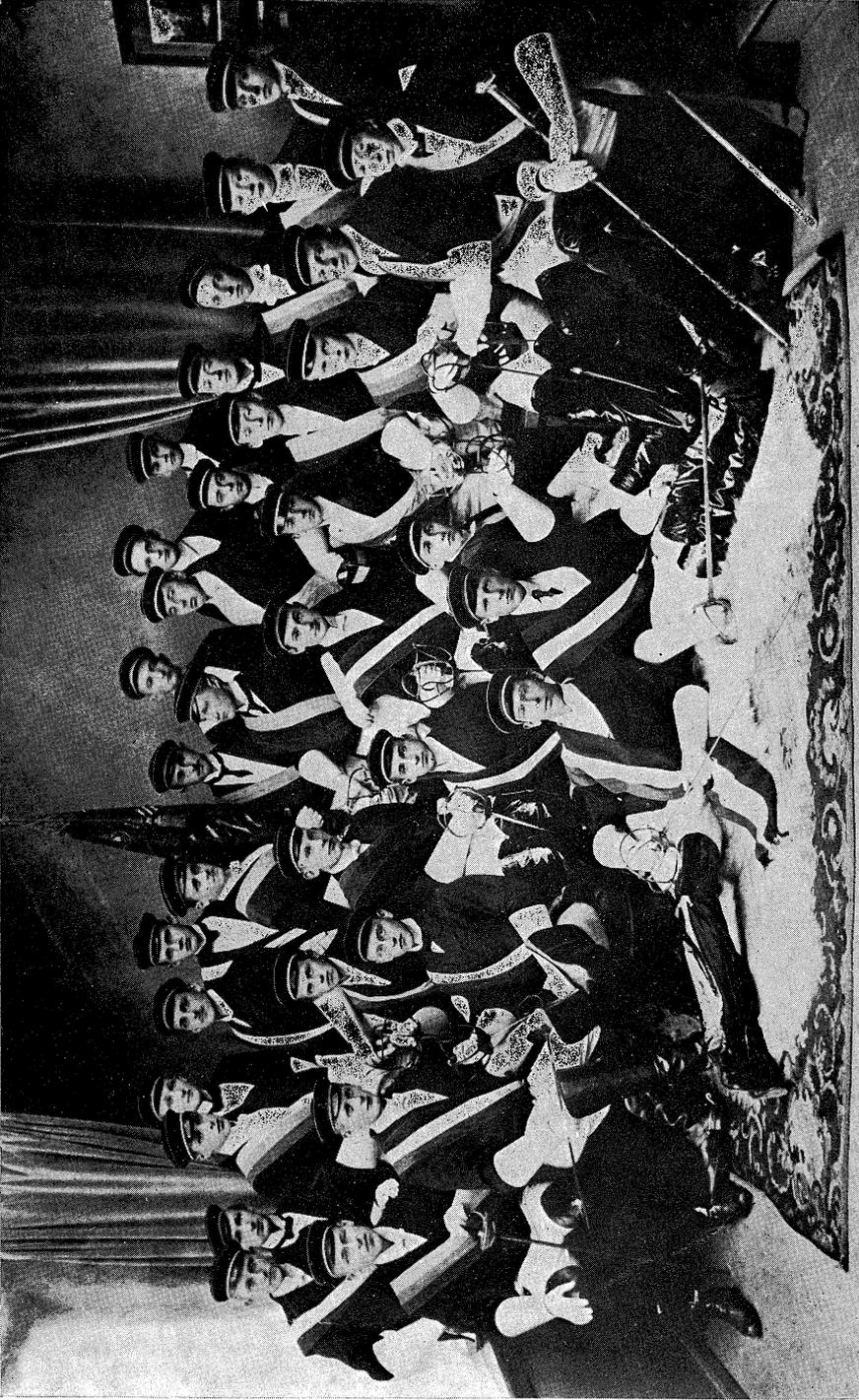
Am 7. Juli 1963 vollendete unser Caroliner Karl Joachim Praefcke in Norden sein 75. Lebensjahr. Unsere herzlichen Glückwünsche überbrachte ihm unser verehrter Otto Putzierer. Unser Jubilar nahm nebst Gattin auch an unserem 7. Caroliner-Treffen in Marburg teil. Sein Bruder Werner, Mitglied unseres Vorstandes, feierte am 14. Oktober in Aachen seinen 70. Geburtstag. Für alle Glückwünsche bedankte er sich mit einem sehr originellen plattdeutschen Gedicht. — Sein 75. Lebensjahr vollendete am 15. September 1973 in Bremen Rechtsanwalt und Notar Dr. Wolfgang Stech, dem wir ebenfalls unsere Glückwünsche übermittelten.

Frau Luise Duncker, Witwe unseres verewigten Oberstudiendirektors Dr. Ludwig Duncker, der von 1920 bis 1933 unser Carolinum leitete, konnte am 16. August 1973 in guter körperlicher und geistiger Gesundheit auf ihr 85. Lebensjahr zurückblicken. Sie wohnt bei ihrer jüngsten Tochter in Flensburg, Waitzstr. 20. Sichtliche Freude bereitete ihr ein Besuch, den ihr Anfang September Peter Heitmann und seine Frau abstatteten. — Am 27. Oktober 1973 vollendete in Hamburg Lehrer a. D. Heinrich Tiedt sein 70. Lebensjahr. Er ist Abiturient unseres Realgymnasiums von 1923. Auch ihm wünschen wir fürs neue Lebensjahrzehnt alles Gute! — Am 7. Dezember 1973 konnte unser altverehrter Professor Dr. Wilhelm Westphal in gewohnter Frische in Plön seinen 85. Geburtstag begehen. Er war auf unserem letzten Treffen in Marburg wohl unser Senior und nahm insbesondere auch an der Hauptversammlung regsten Anteil. Mögen ihm an der Seite seiner verehrten Gattin noch viele glückliche Jahre vergönnt sein!

Gestorben

Am 20. April 1973 verstarb in Hannover-Kleefeld im Alter von 83 Jahren Frau Erna Krüger, geb. Funck. Sie wird betrauert von ihren 3 Kindern und deren Familien, u. a. ihrem Schwiegersohn Hans Robert Wendland, der seinerzeit die erste Anregung zu unseren Caroliner-Treffen gab. — Am 3. Juli 1973 starb im Alter von 80 Jahren Rektor i. R. Hans Meese, Schönberg. Er wurde am 1. 3. 1893 in Neustrelitz geboren, besuchte das Carolinum und absolvierte später das Lehrer-Seminar in Mirow und wurde als Lehrer in das damalige Fürstentum Ratzeburg versetzt, wo er seit 1931 als Rektor an der Bürgerschule in Schönberg wirkte. Er hat sich als Erforscher der Geschichte des Domlandes Ratzeburg einen Namen gemacht, auch eine Geschichte der Stadt Schönberg verfaßt und auch manchen Beitrag zu unserer Zeitschrift geleistet. — Am 26. Juli 1973 verstarb im Krankenhaus zu Minden nach langem Leiden Frau Martha Stock. Sie war die Witwe des Polizeimeisters Hermann Stock, der sich in jahrzehntelangem Dienst in Neustrelitz bewährt hatte und dort zuletzt als Kriminalbeamter tätig war. Er erlag nach 1945 in einem KZ-Lager den schweren Belastungen. Frau Stock war 84 Jahre alt. Sie war geistig noch sehr rege und sichtlich erfreut, als unser Vorsitzender Peter Heitmann auf einer Reise die Gelegenheit wahrnahm und sie im Krankenhaus aufsuchte. Es trauern um sie ihr Sohn Ernst Stock, ehem. Schüler unseres Carolinums, nebst Familie und ihre Tochter Hanni Stock, ehem. Schülerin unseres Lyzeums. — Am 2. August 1973 entschlief kurz nach Vollendung ihres 93. Lebensjahres in Neumünster Frau Johanna Albrecht, geb. Brückler, sie war die Witwe des früheren Bürgermeisters von Strelitz und späteren Rechtsanwalts und Notars Albrecht und Mutter von Frau Ingeborg Runge und Frau Eva Staffeld. — Am 18. August 1973 entschlief sanft an den Folgen eines Sturzes im 92. Lebensjahr Frau Helmine Cordua, geb. Blanck, Witwe des 1937 verstorbenen Ministerialdirektors Dr. Erich Cordua aus Neustrelitz. Sie erfreute sich bis in ihr hohes Alter guter Gesundheit und großer geistiger Regsamkeit und nahm stets Anteil an ihrer Umwelt und am Zeitgeschehen. Um sie trauert mit ihrer Tochter und Enkelin ein großer Freundeskreis. — Am 18. Juli 1973 verstarb in Essen im Alter von 85 Jahren Staatsarchivrat a. D. Dr. Paul Steinmann. Er wurde in Burg Stargard geboren, sein Vater war leitender Gendarmeriebeamter. Nach kurzer Tätigkeit als Lehrer am Realgymnasium in Neustrelitz trat er in den Archivdienst und wirkte am Geheimen und Hauptarchiv in Schwerin bis 1945. In späteren Jahren erwarb er sich große Ver-

Fortsetzung siehe Seite VIII



Klassenbild der Unter- und Oberprima des Gymnasium Carolinum in Neustrelitz vom 2. September 1910 zur 40jährigen Sedan-Feier.
Dies Bild, das ein Zeitdokument darstellt, wurde uns freundlicherweise von Hans-Heinrich Fölsch zur Verfügung gestellt.

◀ Siehe nebenstehendes Bild

Stehende Reihen von links:

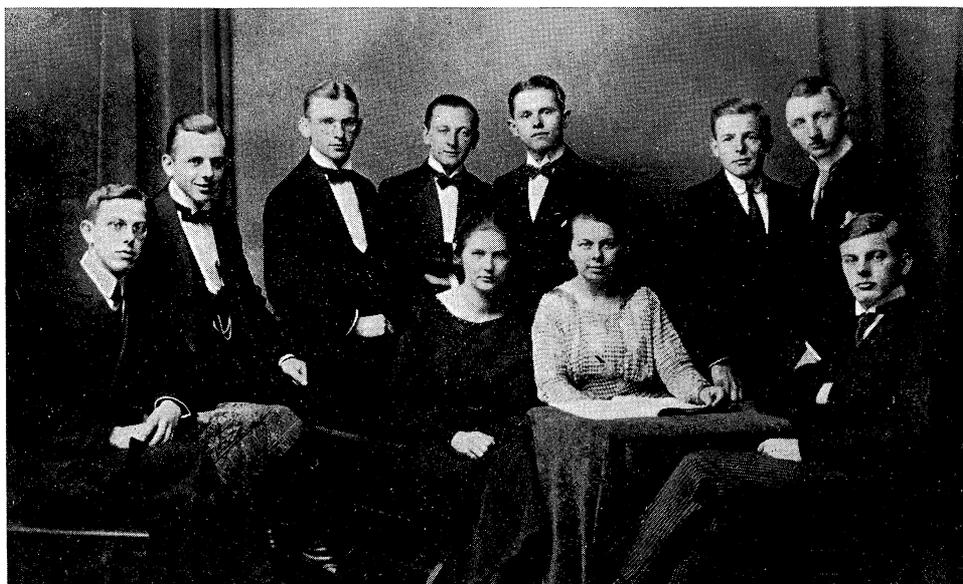
Schmidt, Walter (Kaufmann Neustrelitz), Grobbecker, Richard (stud. phil. gefallen), von Dra-
bich-Waechter, Hoffmann, Karl-Friedrich (Pastor und Anstaltsdirektor in Fürstenwalde, ge-
storben nach 1945), Willi Cordua (Offizier und später Weinhändler in Rostock †), Schultze,
Richard (Arzt in Fürstenwalde), Heinrichs, Karl (stud. phil. gefallen), Hardow, Wilhelm (stud.
rer. nat. Jena gestorben 1913) Simon, Hans (Studienrat a. D. in Lübeck), Runge, Hans (Pro-
fessor Dr. med. Gynäkologe gestorben in Heidelberg 1969), von Nostitz, Wesemann, Hans †
(Studienrat Neustrelitz), Hörich, (stud. med. gefallen) Hahn, Helmuth (Bankbeamter), Bütt-
ner(?), von Arnswaldt (Forstmeister) Müller, Kurt (Bankdirektor, gestorben 1972), Ohle,
Hans (Studienrat in Neustrelitz, gestorben 1972), Mattheus, Richard (Zeitungswissenschaft
und Journalistik † 1962).

Sitzend von links:

Seiler, Franz (Oberstabsarzt im 2. Weltkrieg gefallen), Rechlin, Karl-Ferdinand (Propst), Hir-
chert (Mirow), Krüger, Otto (Studienrat in Neustrelitz, gefallen im 2. Weltkrieg), Recke, Hans
(cand. phil., gestorben 1918), Schmidt, Siegfried (stud. med., gefallen) Radloff, Erich (Propst),
Burchhardt, Hans (Buchhändler), von Harling, Neckel, Walter (Rechtsanwalt in Neubran-
denburg, gestorben in russischer Kriegsgefangenschaft), Busch, Hans (stud. med., gefallen)

Liegend oder halb sitzend von links:

Zanzig, Bernhard (Arzt), Kelling, Otto (stud. rer. nat., gefallen), Becker, Ulrich (Kaufmann,
verstorben 1967 in Dortmund).



Diese Aufnahme wurde uns freundlicherweise von Frau Mieken Zygenda aus dem Nachlaß
ihres vor Jahresfrist verstorbenen Bruders Heinz Lindstaedt, von rechts stehend der 2., zur
Verfügung gestellt. Es handelt sich um den Abiturienten-Jahrgang 1923 des humanistischen
Zweiges unseres Carolinum. Die beiden Abiturientinnen, wohl die ersten unserer ehem. Schule
überhaupt, sind Anneliese Martens und Elly Schröder. Von den weiteren Mitabiturienten auf
diesem Bilde sind der Schriftleitung nur Karl Heinz Bull, Wolter und Arno Fielitz bekannt.

dienste um das Archivwesen der Mecklenburgischen Landeskirche. Dr. Paul Steinmann ist durch beachtliche Veröffentlichungen auf dem Gebiet der meckl. Landesgeschichte hervorgetreten. Erwähnt sei sein Buch „Bauer und Ritter in Mecklenburg“ und die sehr interessante Artikelfolge in unserm „Carolinum“: „Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte“. Dazu schrieb er uns noch am 8. Juni d. J.: „Von dem noch fehlenden letzten Heft meiner „Chronik der Stadt Burg Stargard“ d. h. letzte Kämpfe und Erlebnisse der Strelitzer Husaren in Freiheitskrieg bis zur Eroberung von Paris, Rückkehr in die Heimat und Einsatz im Jahre 1815, samt kurzem Überblick, habe ich kein Manuskript. Vielleicht aber kann ich was — wenn auch in verkürzter Form — liefern, wenn mein Gesundheitszustand sich noch weiter verbessert. Im übrigen, ich bin Jahrgang 1888, und es hapert etwas mit meinem Sehen und Schreiben.“ Nun hat ihm der Tod, schneller als unser verehrter Dr. Paul Steinmann dachte, die Feder aus der Hand genommen. — Am 19. Mai 1973 verstarb in Warsow bei Schwerin unser altbekannter Caroliner, Propst i. R. Martin Hörich (70 Jahre).

Im Alter von 78 Jahren wurde am 17. September 1973 in Münster unser Caroliner Peter Range nach schwerer Krankheit durch den Tod erlöst. Um ihn trauern seine Witwe Hanna Range, geb. Distelmeyer, seine Tochter Dorothea Michaelis und sein Sohn Hans-Peter Range nebst Angehörigen. Hans-Peter Range ist ein durch seine musikwissenschaftlichen Arbeiten ausgezeichnete Mitarbeiter unseres „Carolinum“. — Am 24. Oktober 1973 entschlief in Wittlich kurz vor Vollendung seines 90. Lebensjahres Oberlandforstmeister a. D. Alexander von Bülow. Er war seinerzeit Chef der Mecklenburgischen Forstverwaltung und stand anfangs im Forstdienst des Strelitzer Landes. Er genoß als Forstfachmann großes Ansehen und ist auch durch Veröffentlichungen in Erscheinung getreten.

Der aus einer angesehenen Neustrelitzer Familie stammende Rechtsanwalt und Notar Dr. Benno Wagner ist am 28. Oktober dieses Jahres im Alter von 76 Jahren in Timmendorfer Strand verstorben. Es trauert um ihn seine Witwe Edith Wagner, geb. von Buchka, nebst Kindern und Enkelkindern. — Im 82. Lebensjahr verstarb am 10. November 1973 in Celle Landessuperintendent i. R. Theodor Werner. Er war der Ehegatte von Frau Irmgard Werner, geb. Bahlcke, der ältesten Schwester unseres Caroliners Ehrenfried Bahlcke.

Nachträglich teilt uns Frau Gerda Krause in Berlin mit, daß ihre Mutter, Frau Helene Kriening, geb. Jantze, die jahrelang in alter Verbundenheit unserer Carolinerenschaft angehörte, an ihrem 87. Geburtstag, dem 19. Februar 1973, verstorben ist.

Am 5. Dezember 1973 verstarb in Köln im Alter von 72 Jahren der allen gleichalterigen Carolinern bekannte Mitschüler Gholam Ali Tarbiat. Er war treues Mitglied unserer Altschülerschaft. Um ihn trauern neben seinen Angehörigen auch viele Freunde.

Anschriftenänderungen

Hustaedt, Wolfgang, 2427 Malente-Gremsmühlen, Bahnhofstr. 66 a
Gehring, Helmut, 28 Bremen 1, Rita-Bardenheuer-Str. 7

Wir bitten alle Bezieher unserer Zeitschrift, bei Wohnungswechsel die Anschriftenveränderungen uns alsbald mitzuteilen. Wir müssen nämlich beim Versand der Hefte immer wieder feststellen, daß viele mit dem Vermerk zurückkommen „Empfänger unbekannt verzogen“. Dies bringt unnütze Verzögerungen und Mehrkosten mit sich, die vermieden werden sollten!

Anschriftenänderungen sind entweder an unseren Vorsitzenden Peter Heitmann, 24 Lübeck, Lothringer Str. 34, oder an unseren Schatzmeister Michel Wolfgang Ludewig, 2407 Bad Schwartau, Lindenstr. 64, zu richten.

Beitragsüberweisungen

Unser Schatzmeister Michel Wolfgang Ludewig wohnt, wie schon wiederholt vermerkt, nicht mehr in Lübeck, sondern in **2407 Bad Schwartau**, Lindenstr. 64. Dennoch gehen immer wieder Zuschriften an seine frühere Lübecker Adresse. Beitragsüberweisungen (jährlich DM 24,— für unsere Caroliner, also unsere unmittelbaren Mitglieder, und DM 16,— jährlich für die Angehörigen unseres Freundeskreises) sind auf das Postscheckkonto Hamburg Nr. 13 6292 — 206, Inhaber Michel Wolfgang Ludewig, **2407 Bad Schwartau**, vorzunehmen. Auch Spenden sind uns sehr willkommen! Leider sind noch rückständige Zahler seit 1971 und 1972 zu verzeichnen. Wir bitten diese freundlichst, dies zu überprüfen und die Rückstände — möglichst bis 1973 einschließlich — zu begleichen. Auch wären wir sehr dankbar, wenn Zahlungen oder Überweisungen nicht mehr in kleinen Monatsbeträgen, sondern mindestens für ein viertel oder ein halbes Jahr, wenn nicht gleich in Jahresbeträgen, erfolgen würden. Wir habe keine besondere Geschäftsstelle und müssen daher auf Arbeitsvereinfachung bedacht sein.